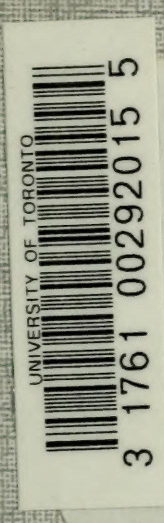


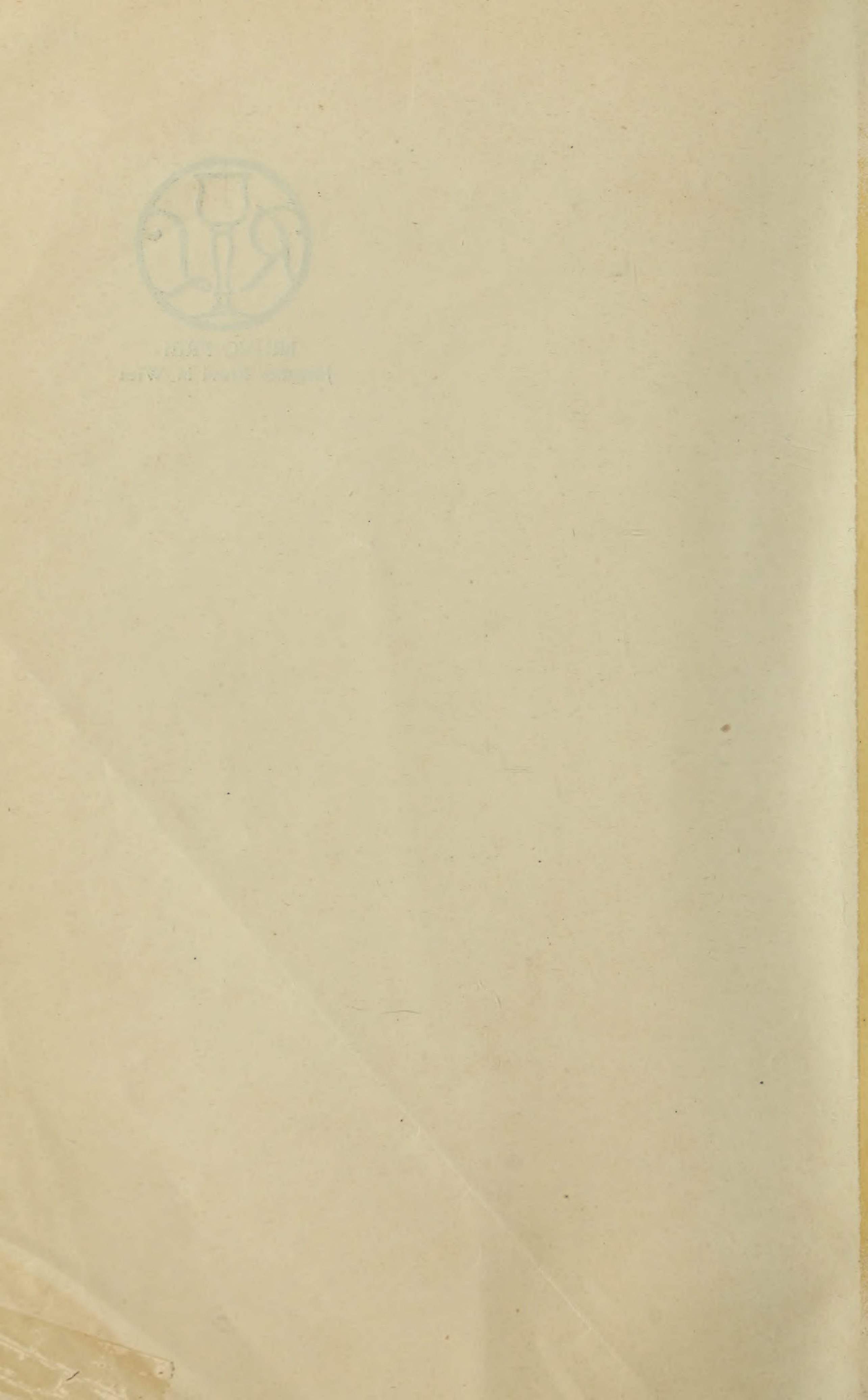
Frei, Bruno
Judisches Elend in Wien







BRUNO FREI:
Jüdisches Elend in Wien



JÜDISCHES ELEND IN WIEN

BILDER UND DATEN

VON

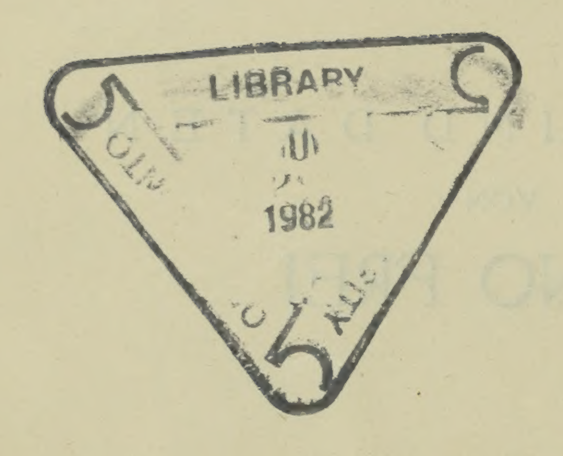
BRUNO FREI

MIT 32 PHOTOGRAPHISCHEN AUFNAHMEN
UND
EINER GRAPHISCHEN DARSTELLUNG



1 9 2 0

R. LÖWIT / VERLAG
WIEN UND BERLIN


LIBRARY
1982

Meiner Mutter /
die das Leid zu Ende gelitten /
in liebendem Gedenken

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Das soziale Elend und die bürgerliche Gesellschaft 9
Das jüdische Elend und der Antisemitismus 21
Das jüdische Elend und das jüdische Bürgertum 29
Das jüdische Elend in Wien 37
a) Von der Statistik des Elends 37
b) Jüdisches Wohnungselend 41
c) Vom Elend der Kinder 55
Die Hilfe der Gesellschaft 61
Ein Bilderbuch 67
a) Die Dunkelkammer 67
b) Ghetto 67
c) Geistige Arbeitslosigkeit 70
d) Verrufene Häuser 73
e) Der blinde Bettler von der Produktenbörse 83
f) Dirnen 85
g) Flüchtlingsleiden 88
h) Ein Flüchtlingsheim 89
i) Judenklage aus der Ybbsstraße 92
Ein Schlußwort 94

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

1. Flüchtlinge aus Palästina.
2. Pogromflüchtlinge.
3. Palästinensisches Flüchtlingskind.
4. Flüchtlinge aus Palästina.
5. Im Flüchtlingsheim.
6. Flüchtlingselend in der Brigittenau.
7. Flüchtlinge im Keller.
8. Die Bewohner des Kellers.
9. Rachitische Kinder in einem feuchten Zimmer.
10. Verlassene Kinder.
11. Judenklage aus der Ybbsstraße.
12. Die Wohnung eines Arbeitslosen.
13. Schuhflickerwerkstatt.
14. Jüdische Proletarierwohnung.
15. Ein Kostkind.
16. Die Dunkelkammer.
17. Kellergang.
18. Kammer.
19. Gangkabinett.
20. Der Hof einer Zinskaserne.
21. Vor der Volksküche.
22. Bettelndes Ehepaar.
23. Geistige Arbeitslosigkeit.
24. Mittagessen auf der Straße.
25. Der blinde Bettler von der Produktenbörse.
26. Im Massenquartier.
27. Tempelbettlerinnen.
28. Im Massenquartier.
29. Ein verrufenes Haus.
30. Schlafsaal im Massenquartier.
31. Beim »Herbsthofer«.
32. Stammgäste.

Die meisten Illustrationen sind nach Originalaufnahmen der Herren
// ANTON und HANS BOCK, Wien, angefertigt. //

Das soziale Elend und die bürgerliche Gesellschaft.

> Auf der Spitze des Felsens von sozialer Struktur, im hellen Sonnenschein der Gerechtigkeit, speist ihr mit eurer Familie, eine glückliche unschuldige Versammlung. Und doch ist es euer Gewicht, ebensosehr wie irgend etwas sonst, was sie zermalmt. Frederick van Eeden.

Die Auffassung der Vorgänge im Bereiche des menschlichen Lebens, die man seit Karl Marx, wenn auch nicht ganz zutreffend, die materialistische nennt, läßt bekanntlich nur einerlei wirkende Ursachen für die Veränderungen in der Form der Gesellschafts- und Staatenordnung gelten: die ökonomischen. »Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.« (Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie.) Wenn also die Menschen neue Formen für ihr Gesellschaftsdasein suchen, wenn sie nach einer neuen Gestaltung ihrer Lebensunterlagen ringen, wenn sie Religionsgemeinschaften gründen, Volkseinheiten schmieden, überlieferte Selbstverständlichkeiten über den Haufen rennen, wenn sie an ihren Ketten rütteln und mehr oder minder zielbewußt nach Neuerungen streben, kurz, wenn sie wie immer, sei es durch Kriege oder durch friedlich-kulturelle Umwälzungen Geschichte machen oder von der Geschichte vorwärts getrieben werden, so sind die letzten wirkenden Ursachen immer und ausnahmslos ökonomischer, d. h. materiell-wirtschaftlicher Natur. Alles, was nach außen hin sichtbar wird und was später als Schulgeschichte in langweiligen Lehrbüchern der Jugend vorgesetzt wird, die Macht gewisser neuer Ideen, der freie Entschluß gewisser Persönlichkeiten oder Zufälle, wie das berühmte Glas Wasser des französischen Dichters, sind entweder Anlässe, die von Nebenkräften ausgelöst werden, oder, wie es am häufigsten der Fall ist, nicht einmal das, sondern nur Folgen der wahren Ursachen, die geschichtsbildend wirken und das sind die jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Ideen fußen auf ihnen und die Entschlüsse der Männer im Vordergrund werden bestimmt von dem Grad des Wohlstandes oder, wie

eben, während der Todeszuckungen einer sterbenden Welt, von dem Grad des Hungers der großen Masse, die stets im Hinter= grund stehend, letzten Endes doch den Lauf der Geschichte lenkt.

Wie sollte es auch anders sein! In unserem ganzen Weltbild gibt es keine Veränderung, die nicht die Folge einer zureichenden materiellen Verursachung wäre. Und dennoch! In einem Punkte unterscheidet sich die Wechselbeziehung zwischen Ursache und Wirkung im Reiche der außermenschlichen Natur von dem Laufe der Entwicklung, innerhalb der Bewegungen der menschlichen Gesellschaft. Während dort das einfache Vorhandensein oder das Eintreten derjenigen Umstände, die auf andere verursachend ein= wirken, genügt, um die naturgesetzlich gewährleistete Erwartung zu rechtfertigen, bedarf es bei den Veränderungen innerhalb der gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen neben den verursachenden wirtschaftlichen Verhältnissen noch e i n e s Umstandes, um sie zur Wirkung zu bringen: Sie müssen den Zeitgenossen bewußt werden. Es genügt nicht, daß sie vorhanden sind. Sie müssen aus der nur mechanischen W i r k l i c h k e i t zur Höhe der b e w u ß t e n E r k e n n t= n i s aufsteigen, um im Reiche der bewußten Menschen wirklich wirken zu können, sie müssen aus Tatsächlichkeiten zu bekannten Tatsachen heranwachsen, sie müssen auf den Versammlungsplätzen in lauten Schreien ausgerufen und von Mann zu Mann weiter= verbreitet werden, sie müssen die Gedanken beschäftigen bei Tag und bei Nacht und keine Ruhe gönnen den müden Kehlen und keine Schonung den abgewandten Ohren. E r s t d i e e r k a n n t e u n d b e w u ß t g e w o r d e n e w i r t s c h a f t l i c h e U r s a c h e w i r d z u r t r e i b e n d e n K r a f t i n d e r G e s c h i c h t e d e r m e n s c h l i c h e n G e s e l l s c h a f t. Denn »die rein ökonomischen Ursachen schaffen zunächst nur die Anlage zur Aufnahme bestimmter Ideen; wie aber diese dann aufkommen und sich ausbreiten und welche Form sie annehmen, hängt von der Mitwirkung einer ganzen Reihe von Einflüssen ab«. (Bernstein, Voraussetzungen des Sozialismus.)

Dann aber tut A u f k l ä r u n g n o t. Aufklärung über die Schäden und Krankheiten der Gesellschaft, mehr als über jegliche Zustände anderer Art. Es ist ein Irrtum zu meinen, die Tatsachen der Wirt= schaftswirklichkeit seien genügend und allgemein bekannt. Die Wissenschaft, die sich mit den ökonomischen Verhältnissen der einzelnen Länder befaßt, die Nationalökonomie, ist aus Gründen, die wir noch auseinanderzusetzen haben, außer Stande und meist auch nicht gewillt, die sozialen Krankheiten so darzustellen, daß das Bewußtsein von ihrem Vorhandensein die Verbreitung findet, die es braucht, um verändernd auf die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge einzuwirken.

Die Gesellschaft ist keine Einheit, wie ein Volk oder wie der Staat oder wie eine Klasse. Der Staat, die Klasse, die Religions=

gemeinschaft oder das Volk sind, sei es mögliche oder wirkliche Einheiten innerhalb der menschlichen Gesellschaft, die als Verbände Gleichgerichteter ihre einzelnen Mitglieder zusammenfassen. Die Gesellschaft, richtiger die Gesellschaftsordnung, aber ist die Erscheinungsform, in der diese Einheiten auf den Plan treten. Deshalb werden ihre Schäden von jenen, die an ihnen leiden, nicht in die richtige, ursächliche Beziehung zu eben diesen Leiden gebracht. Wenn sie sich auflehnen, so tun sie es gegen alles Mögliche, meistens sogar gegen alles Unmögliche, nur nicht gegen die Ordnung der Dinge, in deren notwendigem Gefolge ihr Leiden eintritt. Die Gesellschaftsform ist eben ein unanschaulicher Kampfgegenstand.

Kehren wir von den Sonnenhöhen der abstrakten Gedankenspekulation zur erdharten Wirklichkeit des Tages zurück. Was geschieht um uns?

Wir wissen, daß seit dem Jahre 1789 auf den rauchenden Trümmern der feudalen Gesellschaft der gewaltige Bau des bürgerlichen Kapitalismus erstand. Wir kennen das unerbittliche Gesetz von Fortschritt und Armut, wir wissen, wie herrlich weit wir es gebracht haben, wie mit dem Erstarken der kapitalistischen Produktionsweise die Not und das Massenelend gewaltig wuchsen. Wir wissen, daß schon in Friedenszeiten in den Straßen Londons inmitten der erdrückenden Pracht der reichsten Nation der Welt alljährlich bis zu 80 Menschen Hungers starben, wobei als Todesursache angegeben wird: Krankheit, verursacht durch Entbehrung und Mangel an Schutz vor der Witterung. Was Zola im Bauch von Paris gesehen, ließe sich aus jeder Großstadt der »zivilisierten« Welt berichten. Im Winter des Jahres 1918 stand zum Beispiel in Wiener Blättern folgende Notiz:

> Auf dem Stefansplatz erfroren. Gestern früh wurde in einer öffentlichen Telephonzelle hinter der Stefanskirche eine ältere Frau leblos aufgefunden. Die Rettungsgesellschaft stellte den Eintritt des Todes fest. Die Frau dürfte in der Zelle über Nacht Unterstand gesucht haben und erfroren sein. Sie soll die Stickerin Josefine Straßer ohne Unterstand sein.

Wer beachtet solche Nachrichten? Und doch sind sie und ihre Mißachtung die unwiderleglichsten Argumente für die Zukunft, gegen die Vergangenheit.

Wir hören von lebensgefährlichen Wohnungen im Dunkel der Kellergeschosse, in denen Kinder ihre jämmerlichen Jahre verschmachten, ohne die Sonne zu sehen, weil ihre Körperchen nicht Licht, Luft und Nahrung genug erhalten und die Füßchen einschrumpfen und den Dienst versagen, während die Mutter, in harte Fron gespannt, von ihrer Entlohnung den fehlenden Kinderwagen nicht erübrigen kann. Wir wissen dies alles. Wir sind auch sehr gerührt, wenn wir es lesen. Unser Spendenbudget wächst auch von Jahr zu Jahr. Wir tun, was wir können. Wir glauben zumindest

nichts von dem zu verabsäumen, was man so gemeiniglich unsere Pflicht nennt.

Wir, die Besitzenden.

Warum dann aber doch? Wissen wir in der Tat, was an Hunger und Elend um uns gedeiht, warum geben wir es zu? Warum protestieren wir nicht gegen die Schmach dieses Zustandes? Nicht wir, die unter Hunger und Elend zu leiden haben. Sondern wir, die angeblich wissen, daß die andern in Hunger und Elend, Krankheit und Verbrechen, in Armut und Schande ihr Leben fristen, angeblich wissen, wie schwer die andern um die nackte physische Existenz kämpfen? Wir, die Besitzenden?

Es gibt nur zwei mögliche Erklärungen: entweder die Besitzenden, — Besitzer der Macht und Besitzer der Mittel des Lebens — wissen in Wahrheit nichts von der Menschenunwürdigkeit der Verhältnisse, in denen die Masse der Bevölkerung lebt, sie haben nur eine nebelhafte Vorstellung einerseits von den Einzelheiten eines Lebens in andauerndem Elend und anderseits von der Ausbreitung der Armut als Massenerscheinung, sie unterziehen sich nicht der Mühe, eine lebendige Anschauung zu gewinnen von Armeen obdachloser, bettelnder Kinder oder von Invaliden, die auf dem nackten Fußboden eines Quartiers schlafen und sie wiegen sich in der beruhigenden Sicherheit, daß ja alles vorgekehrt und der gesellschaftliche Hilfsapparat allen Anforderungen gewachsen sei, — oder aber die Besitzenden sind sich der wahren Verhältnisse bewußt und wenn sie sich trotz dieser Erkenntnis nicht zum flammenden Protest gegen alles, was diese Zustände erhält und stützt, erheben, sind sie ausnahmslos Wesen, die den Ehrentitel Mensch zu Unrecht tragen, Wesen, an deren Dasein die Menschheit kein Interesse haben kann.

Der Mensch aber ist gut. Es kann nicht sein, daß er dauernd und bewußt seiner Menschenwürde untreu wird, daß er dauernd und bewußt Verbrechen am Leben seiner Artgenossen verschuldet. »Die Menschen sündigen nur im Wahne« besagt ein talmudischer Grundsatz, dessen Optimismus uneingeschränkte Bewunderung verdient. Wenn sie wissend werden, wenn sie hell sehen, was sie tun, werden sie büßend ihrer leidenden Brüder und Schwestern gedenken und werden sich freuen, daß sie klüger geworden und das Leid der Welt verringern können, anstatt es künstlich zu vermehren.

Wieder einmal rütteln gewaltige Bestrebungen an den althergebrachten Formen der Gesellschaft. Fast sieht es so aus, als könnte kein Gott ihren Untergang aufhalten, als müßte sie ohne Erbarmen in das Grab sinken, das sie sich selbst geschaufelt. Wieder müssen es wirtschaftliche Ursachen sein, die ihre gärende Kraft austoben. Wie kommt es also, daß sich fremde Einflüsse der natürlichen Entwicklung entgegenstellen? Wie kommt es, daß niemand ahnt, was jeder wissen sollte? Wie kommt es, daß der aus allen Poren der

trennenden Mittelschicht gefährlich hervorsprudelnden, zersetzenden und von fürchterlicher Fäulnis zeugenden Masse des Elends dennoch niemand die geringste Beachtung schenkt? Es kann nicht anders sein. Wir wissen eben nichts. Wir, die Besitzenden. Wir wissen gar nichts.

Aufklärung tut not. Wir müssen aus dem Sumpf heraus und müssen erkennen, müssen dem Grauen mutig ins Antlitz schauen. Aufklärung tut not. *Wir müssen wissen, wo und wie der Bettler haust, dem wir ein Almosen schenken, wir müssen sehen, wie die Kinder ohne Vater und Mutter weiterhungern und so lange sie können an den kriegsgekochten Rüben nagen*, wir müssen zuschauen, wie der arbeitslose Hilfsarbeiter in seiner kahlen Kammer verhungert, so wie ihm seine Frau zuschauen mußte, ohne ihm helfen zu können. Wir müssen wissend werden, ob wir wollen oder nicht. Wenn aber der Berg nicht zum Propheten kommen will, muß der Prophet zum Berge gehen. Wir müssen unsere Augen öffnen und die Bilder des Elends als das nehmen, was sie sind, Mahner unserer eigenen Schuld, auf daß wir wissend werden. Denn jene werden sich schon ihr Recht suchen. Wir aber müssen wissen, wenn sie in unsere Häuser kommen, was sie dazu getrieben hat. Wissen müssen wir, daß wir es sind, die die Verzweiflung zur Herrin der Entschlüsse eingesetzt hat.

Aufklärung über die gesellschaftlichen Schäden wäre eine schöne Aufgabe, hafteten ihr nicht etliche Schwierigkeiten an. So ist es klar, daß eben das, was wir in Bezug auf das eine Individuum einen Schaden nennen, der Vorzug und der Nutzen des andern ist. Das Endergebnis ist dann in der Regel: was geht's mich an! Die Befürchtung ist nicht abzuweisen, daß die besitzenden Klassen, auch wenn sie die Zusammenhänge erkannt und dem Schrecken des Elends (der anderen natürlich) ins Gesicht geschaut haben, dennoch ihre feindselige Haltung den so dringend notwendig gewordenen Änderungen gegenüber nicht aufgeben werden, daß sie, krampfhaft um ihr vermeintliches Recht besorgt, unbekümmert um die Not, die es verursacht, auf der Gewalt ihrer Machtstellung beharren werden.

Was dann? Wenn alle Mahnungen fruchtlos, alle Belehrungen vergeblich bleiben? Wenn die vielgelästerte Politik des Vogel Strauß auch zur letzten Waffe der bürgerlichen Gesellschaft erhoben und Nicht-zur-Kenntnisnehmen als allheilendes Rezept angepriesen wird? Wenn sie wegschauen werden, wo man — mehr zu ihrem Frommen als zu dem der anderen — ihre Blicke auf das Böse und Unmögliche gewisser Zustände gelenkt hat? Vorsichtig fragt Kant: ist das menschliche Geschlecht im ganzen zu lieben, oder ist es ein Gegenstand, den man mit Unwillen betrachten muß, den man zwar (um nicht Mysanthrop zu werden) alles Gute wünscht, es doch aber nie an ihm erwarten, mithin seine Augen lieber von ihm abwenden muß?

Was dann, wenn sie »interessant« finden werden, was erschütternd ist, wenn sie mit Wohltätigkeitskränzchen (womöglich mit Konzertbegleitung von Invalidenkapellen) auf den Hungerschrei der Verzweifelten antworten werden?

Dann wird ihr Untergang dem ewig ungewarnten Menschengeschlecht das Walten einer sittlichen Weltordnung kundtun. Und niemand wird verschont bleiben. Eine Voraussage, die noch vor wenigen Jahren als blanker Unsinn verschrien, immer mehr und mehr greifbare Formen anzunehmen beginnt. Die Tauben vernehmen den Donner des nahenden Erdbebens nicht.

Es kann aber nicht sein! Der Mensch ist gut; er bedarf nur der schlichten und anschaulichen Aufklärung, um zu unterscheiden zwischen dem Rechten und dem Schlechten. Denn Wissen um das Böse ist schon der Weg zum Guten.

Fragen wir uns, wieso es kommt, daß die Wissenschaft und ihre öffentlich bestellten Lehrer bei der Aufdeckung der gesellschaftlichen Schäden, bei der Darstellung der lauten Zeugnisse der Massennot und des sozialen Elends ihrer großen Aufgabe nicht in der Weise gerecht werden, wie es die Kulturwelt sonst von ihr zu erfahren gewohnt ist. Die Wissenschaft ist die Ermahnerin und Lehrerin der aufgeklärten Menschheit. Sicher wäre es ihre vornehmste Aufgabe, den Blinden die Augen zu öffnen und mit Hilfe des berechtigten Ansehens, das sie genießt, den Unbelehrten Kunde zu geben von den Ergebnissen ihrer Forschung. Sowie sie mit lauter Stimme die ganze Kulturwelt auf die unübersehbaren Gefahren aufmerksam gemacht hat, die dem Fortschritt, ja der Erhaltung der Menschheit von der Ausbreitung der ansteckenden Krankheiten drohen, sowie sie mit gründlichem Erfolg viele schädliche und abergläubische Vorstellungen durch die Kraft ihres Wortes allein aus dem Ideenkreise der Völker gedrängt hat, so — sollte man erwarten — könnte sie sich doch auch in den Dienst der Aufklärungsarbeit stellen, die die Wurzel aller Schäden an der gesellschaftlichen Gesundheit bloßlegen will. Sie könnte doch mit viel größerem Nutzen als Unberufene die Gefährlichkeit eines Zustandes nachweisen, dessen Dauerhaftigkeit allein von der Dummheit der einen und der Unaufgeklärtheit der anderen abhängt. Warum tut sie das nicht? Warum verstrickt sie sich vielmehr in das Gegenteil und verschleiert, wo sie nur kann, und täuscht mit spiegelfechterischen Kunststücken das verständnislos gaffende Volk, dem Augurenlächeln der Eingeweihten verschmitzt zublinzelnd? Wie kommt es, daß die meisten vulgärökonomischen Professoren sich lieber die Zunge abbeißen würden, als zu sagen, was sie wissen und mit ihnen jeder Einsichtige, das nämlich, daß es so nicht weitergehe? Warum wird das soziale Elend von der offiziellen Wissenschaft nicht dargestellt, warum leistet sie nicht die Aufklärungsarbeit, die sie lieber Nichtwissenschaftlern überläßt, um sie nachher als Laienwerk umso bequemer dem Spott der Zünftler

preisgeben zu können? Was haben wir von der hochgelehrten Einteilung in Dürftigkeit (indigence) Armut (pauvreté) Elend (misère)? Was nützen uns noch so schöne Ausführungen über die »präventiven Aufgaben der Armenfürsorge« (unter welche in den Handbüchern auch die Beschränkung der Freiheit Mittelloser eine Ehe zu schließen gezählt wird) solange sich die liberale Wirtschaftsdoktrin sogar gegen eine staatliche Armenfürsorge ausspricht?

Der Wirtschaftslehre, also derjenigen »Wissenschaft«, in deren Aufgabenkreis das Problem des Elends fällt, wird von vielen bedeutenden Männern, von Marx, von Tolstoj, von Popper-Lynkeus, jeder theoretische und praktische Wert abgesprochen. Die Nationalökonomie und die Sozialpolitik seien gar keine Wissenschaften, sie bringen uns keine neuen Kenntnisse; weder vermitteln sie uns neue Tatsachen noch erschließen sie uns neue Zusammenhänge.

Wenn wir von einer Wissenschaft Aufklärungsarbeit fordern, kann sie dies natürlich nur in ihrer angewandten Form tun. Die reine Wissenschaft hat mit Aufklärung gewiß nichts gemein. Es kann uns also vorderhand gleichgültig sein, ob die Volkswirtschaftslehre eine wirkliche Wissenschaft oder bloß eine mehr oder minder nützliche Registratur bereits unabhängig von ihr bekannter Tatsachen darstellt. Wie dem auch sei, es liegt weder in der einen noch in der anderen Auffassung ihres Wesens etwas, was dagegen spräche, daß ihre Erkenntnisse nachträglich in die Massen getragen und verwirklicht würden. Sie könnte, sei es als Voll- oder als Hilfswissenschaft, die tatsächlichen Verhältnisse in anschaulicher Form verbreiten und die offenbaren Zusammenhänge darstellen. Sie könnte mit dem argen Menschenelend mit Leichtigkeit Bände füllen, ohne erst mühselige Untersuchungen anzustellen, da der Gegenstand einer solchen Darstellung, eben das Elend, auf allen Straßen offen zu Tage liegt.

Und dennoch unterläßt sie diese unvergleichlich dringende Aufgabe, obwohl alle Voraussetzungen für ihre Erfüllung gegeben wären, ebenso wie sie die zweite neben der Wissenschaft gleich wertvolle Einrichtung unseres öffentlichen Lebens unterläßt: die P r e s s e. Auch sie wäre der schönen Aufgabe gewachsen, vielleicht noch unter weit günstigeren Umständen, als die Professoren der Universität.

Obwohl nun diese Aufgabe, die Verbreitung der Kenntnis des Massenelends in der modernen Gesellschaft nicht schwieriger ist, als andere, die in Angriff genommen werden und, obwohl man annehmen müßte, daß die sie ausführen in Hinblick auf den großen Nutzen, den sie der Menschheit bringen — es sei nur hervorgehoben, daß ihr Gelingen dazu beiträgt, die Kluft, die zwischen den Klassen gähnt, zu überbrücken und den Haß, das Unverständnis und die Furcht zu mildern — der Dankbarkeit aller gewiß sein könnten, finden sich dennoch sowohl im Reiche der Lehrkanzeln

als auch in den Schreibstuben der Tagesschriftsteller nur sehr wenige, die sich dieser Arbeit widmen.

Warum? Weil sich die besitzenden Klassen, sei es aus Trägheit, sei es aus Arglist, das Schweigen dieser öffentlichen Mahner geheimer Schulden erkauft haben. Die Sozialwissenschaften und die Sozialkritiken der bürgerlichen Presse stehen (mit vereinzelten Ausnahmen der ersteren) im Dienst der herrschenden Ordnung. Sie können und wollen nicht frei schildern, weil sie dann anklagen müßten. Dazu aber sind sie zu unfrei. Unfrei von Vorurteilen, unfrei von Respekt vor verschiedenen Hoheits- und Heiligkeitsrechten und unfrei von Macht und Geldherrschaft. Deshalb schwatzen jene von Nationalwohlstand, wo auf einen Reichen tausend Hungerleider fallen, die von dem durchschnittlichen »mittleren Einkommen« ihren nagenden Hunger nicht stillen können. Diese hinwieder schwärmen von der Freiheit der Wirtschaft, die heuchlerischen Augen immer auf jene rücksichtslosen Räuber gerichtet, die von ihr in schwindlerische Höhen gebracht werden, nie aber auf jene namenlosen Massen, die durch eben diese Freiheit in das Vergessen des Elends geschleudert werden. »Sie (die Presse) schrieb 1894 T. W. Teifen (Das soziale Elend und die besitzenden Klassen in Österreich) nimmt in wirtschaftlichen Fragen stets einen veralteten Standpunkt ein und verhehlt dem Volke absichtlich und unabsichtlich, was ihm zum Nutzen gereicht. Sie nimmt diesen Standpunkt aus Berechnung oder instinktiv ein; denn jede größere Zeitung ist ein Organ der herrschenden Partei und ein kapitalistisches Unternehmen und deswegen politisch und volkswirtschaftlich konservativ. Die Zeitungen haben ein Interesse daran, daß die Dinge bleiben wie sie sind.«

Die bürgerliche Welt will sich, so scheint es, in der Selbsttäuschung, in der sie sich befindet, erhalten. Sie zeigt wenigstens nicht die geringste Anwandlung zu einem freiwilligen Umlernen. Das Fürchten allein nützt nichts und der Umkehr ist eine Zeitgrenze gezogen. Obwohl an allen Enden Feuerzeichen aufflammen, bringt sie, die bürgerliche Welt, nicht die Kraft auf, die erforderlich ist, um sich, wenn auch mit Verlusten, vor dem drohenden Untergang zu retten.

Was hauptsächlich fehlt ist Tatsachenkenntnis. Theorien gibt es mehr als genug. Aber so einfache alltägliche Dinge, wie etwa die Teilung einer Bettstelle zu Dritt oder zu Viert, oder gar den vollkommenen Mangel einer solchen, ja vielleicht nicht einmal das Schlafengehen ohne Abendbrot, können sich jene anschaulich vorstellen, die selbst ein Schlafzimmer ihr eigen nennen oder das Nachtmahl für eine unentbehrliche Einrichtung halten. Und wie nützlich wäre eine solche anschauliche Vorstellung! Denn die Befreiung von den Gegebenheiten kann nicht kommen ohne Kenntnis von eben diesen Gegebenheiten; die Elendsbefreiung kann nicht sein ohne Elends-

kenntnis. Deshalb ist auch die Einzeldarstellung unvergleichlich wert=voller, als die beste Statistik. Jene ermöglicht das persönliche Erleben, während sich diese auf unanschauliche Zählergebnisse beschränkt. Jene bietet greifbare Bilder, diese abstrakte Zusammenfassungen, in denen sich alles Einzelne auflöst. Es kommt aber eben auf das Einzelne an. Denn der menschliche Geist ist viel mehr empfäng=licher für bildhafte Vorstellungen als für abstrahierte Gedanken=gebilde. Der Einzelfall ist auch in sich geschlossen, er stellt ein Schicksal dar, ein Stück Leben, das jeder auf sich beziehen kann und auch in der Tat bei jeder Äußerung des Mitleids oder des Schreckens wirklich auf sich bezieht, indem er unbewußt sein Ich oder die Person seiner Lieben in das mitleiderregende oder erschreckende Bild einsetzt. Dies ist aber das unfehlbarste Mittel, um sich von der Art, wie eine Lage auf andere wirkt, sicher zu überzeugen. Der eindringlich vorgeführte Einzelfall ermöglicht eben eine persönliche Einstellung, die bei einer zahlenmäßigen Darstellung noch so fürchterlicher Massenerscheinungen bei den meisten Menschen ausbleibt. Die Aufklärungsarbeit muß also, wenn sie wirksam bleiben will, auf die Natur des menschlichen Geistes Rücksicht nehmen, sie muß den einzelnen Fall greifbar wirklich schildern und auf die Massenhaftigkeit seines Vorkommens nur hinweisen.

Noch ein Wort über das »selbstverschuldete« Elend. Wie oft hört man die Klage von allerlei hochgeborenen Herrschaften: ja, die Leute sind selbst Schuld an ihrem Jammer. Sie verdienen es nicht besser; Bettler gehören bekanntlich ins Werkhaus und die ver=breitete Geschichte von dem Arbeiter, der seinen Lohn versauft und verspielt und Frau und Kind an den Bettelstab bringt, empört noch immer alle guten Seelen. Das »Volk«, worunter das Proletariat verstanden wird, sei arbeitsscheu und eine Hilfe sei nicht denkbar. Wurde doch sogar nach Kriegsende eine abscheuliche Hetze gegen die ohne ihr Dazutun arbeitslos gewordenen Heimkehrer betrieben und eben dasselbe Bürgertum, das die Selbstverschuldung der Not immer so bereitwillig bereithält, schämt sich nicht, auch die von ihm miterzeugte Arbeitslosigkeit auf die Schultern des ohnehin alle Lasten tragenden »vierten Standes« zu wälzen.

In Wahrheit aber ist die Zahl der Fälle, in denen tatsächlich persönliche Schuld zu Not und Elend geführt haben, verschwindend klein. Sind doch die allermeisten Armen auch Kinder der Armut. Von der Geburt auf in der Umwelt des schmutzigen Elends auf=gewachsen, ist ihren Augen der Glanz der Freude immer fremd gewesen. Von den Gütern des Lebens stets künstlich ferngehalten, wurde ihnen von einer übermächtigen Zwangsorganisation, der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die Möglichkeit zur Schaffung einer behaglichen Lebensführung geraubt. Nur durch glückliche Zu=fälle oder durch außergewöhnliche Begabung im Verein mit anderen

fördernden Umständen — nie mit Begabung allein und sei diese noch so groß — gelangt unter Tausenden Wurmexistenzen eine zu Sättigung, Ansehen und Ehre. Der Vorgang ist in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nicht der, daß jemand von der sonnigen Höhe befriedigender Verhältnisse durch Leichtsinn in den Abgrund des Mangels stürzt, sondern vielmehr der, daß zu dem herrschenden Mangel nichts dazukommen will, als die oft unverwüstlich zähe, aber meist völlig leere Hoffnung auf Besserung. Die Hoffnung mag im Verhältnis zur zunehmenden Dringlichkeit ihres Gegenstandes, der wirtschaftlichen Gesundung, immer drängender werden, die Verhältnisse selbst richten sich nicht nach Wünschen und eitlen Hoffnungen, sie werden immer unerträglicher und müssen dennoch getragen werden. Ob dann noch die eine oder die andere persönliche Eigenschaft zur Verschärfung des einen oder des anderen Umstandes beiträgt, ist von nebensächlicher Bedeutung. Vom Sparen allein ist noch niemand, außer in den moralitätstriefenden Lesebüchern, reich geworden und wie viele Reiche sind trotz oder eben infolge ihrer Hochstaplermanie immer höher gestiegen? Und werden etwa die trinkenden und hazardierenden Edelmänner hohlwangige Tuberkulosekandidaten? Nein, in der Welt der Wirklichkeiten vollzieht sich Aufstieg und Absturz nicht nach moralischen Grundsätzen. Viel eher nach dem Vorhandensein oder Fehlen von Bankeinlagen.

Und wenn auch! Nehmen wir den unwahrscheinlichen Fall einer tatsächlich gegebenen persönlichen Verschuldung des Notleidenden. Ist damit der Vorwand der fehlenden Verpflichtung der Gesellschaft diesem einen sich selbst ins Unglück stürzenden Menschen gegenüber auch nur im geringsten gerechtfertigt? Bezeichnet man nicht die Rettung eines Selbstmörders als eine auszeichnende Heldentat? Wird man zusehen, wie sich jemand in seinem Blute wälzt, ohne helfend hinzueilen; wird man sich vorerst überzeugen wollen, ob jener, der dort in einer Lache voll Blut liegt, nicht am Ende durch sein eigenes Verschulden in die Lage geraten ist, die schließlich zu seiner Verwundung geführt hat? Wieder muß an die ungeheure Bedeutung des Lebens jedes einzelnen Menschen, ohne Unterschied aller sonstigen Umstände, erinnert werden. Die Bedeutung des einzelnen Menschenlebens die am eindringlichsten offenbar wird, wenn man an sein eigenes oder an das seiner nächsten und liebsten Mitmenschen denkt, ist so gewaltig, daß die Tatsache allein, daß einer in Gefahr schwebt, alle anderen Menschen zu sofortiger Hilfeleistung auffordern müßte. Eine Untersuchung, ob die Gefährdung dieses Menschenlebens auf eigenes oder auf fremdes oder auf gar kein Verschulden zurückzuführen ist, darf hierbei von keiner praktischen Bedeutung sein. Und daß Not und Elend in den meisten Fällen einer unmittelbaren Bedrohung des Menschenlebens gleichkommt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Der Arme wird auch im altjüdischen Schrifttum einem Toten gleichgerechnet, weil ihm die Mittel

zum Leben — die Lebensmittel — fehlen. Eine Untersuchung der Schuldfrage vor der Hilfeleistung, wobei diese von dem Ausgang der Untersuchung abhängig gemacht wird, ist ein Verbrechen an jenem höchsten Grundsatze einer jeden ethischen Gesinnung, die die Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben höher als alles andere setzt. Allerdings ist leider in der gegenwärtigen Zeit wenig Verständnis für derlei Maximen zu erwarten.

Nichts ist schwerer zu beantworten als die Frage nach dem eigenen Anteil an der Verursachung der eigenen Not. Kein Mensch hat das Recht, sich ein unfehlbares Urteil anzumaßen, den Hilfesuchenden von der Türe zu weisen: Du Unglücklicher, weg mit dir! Du bist selbst schuld, daß es mit dir so weit gekommen ist. Wer das Elend von seiner Innenseite kennt und es in seinen letzten Verkettungen versteht, wird nicht also handeln. Nur der Außenstehende, nur der sich dem Proletarier als »gnädiger Herr« Gegenüberstellende kann Urteile fällen, kann Richter sein und Henker.

Der Vorwurf vom »selbstverschuldeten« Elend darf ebenso wenig zur Richtung gebenden Weisung bei der Behandlung eines Notfalles werden, wie selbstverbrochener Reichtum zur Ursache der öffentlichen Mißbilligung der Gesellschaft gemacht wird. Wir sind nicht Herren unserer Geschicke, wir stehen in der Hand der Verhältnisse, in deren Unfreiheit wir uns begeben haben. Die Abhängigkeit aller von allen ist vollständig.

Kehren wir zur Aufklärung über das Elend zurück. Je reiner der sittliche Standpunkt des Darstellers ist, um so rücksichtsloser und lebenswahrer wird seine Schilderung ausfallen. Diejenigen aber, die sich äußerer Rücksichten zuliebe der Pflicht der Aussage entziehen, werden dringend verdächtig, entweder mitschuldig oder bar jeder Sittlichkeit zu sein.

Der bürgerlichen Presse wie der offiziellen Wissenschaft fehlt es an Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und an dem übrigen Inventarium der unbedingten Sittlichkeit, die notwendig ist, um das Bewußtsein von den Schäden und Krankheiten der Gesellschaft, unter welchen klassenfremde Schichten leiden, zu verbreiten und laut zu verkünden, damit sich das Übel nicht weiterfresse und am Ende die ganze Herrlichkeit, die in der vergangenen Epoche des Kapitalismus geschaffen wurde, erbarmungslos verschlinge.

Die bürgerliche Gesellschaft muß das soziale Elend kennen lernen, um es zu beseitigen. Dies muß sie tun, auch wenn die Beseitigung dieses Elends die allergrößten Opfer fordert. Ohne diese wird es nicht gehen. D e n n d a s M a s s e n e l e n d h ä n g t m i t d e r h e u t i g e n, d a s i s t k a p i t a l i s t i s c h e n G e s e l l s c h a f t s- u n d W i r t s c h a f t s f o r m u r s ä c h l i c h z u s a m m e n und es ist aus ihr nicht hinauszureformieren.

Die geschichtliche Notwendigkeit und die sittliche Berechtigung des Kommenden wird gemessen an dem Widersinn und an der Un-

sittlichkeit des Gegenwärtigen. Die möglichst weite Verbreitung der Lehre von der bestehenden Unordnung als die hauptsächlichste Ursache des Elends der Massen ist deshalb — so wenig zeitgemäß sich dies namentlich in unseren Tagen anhören mag — vor allem anderen eine moralische Pflicht und dann erst ein Akt der menschen- und zukunftsfreundlichen Klugheit, die den notwendig kommenden Entwicklungen vorzubauen bestrebt ist.

Denn der sittliche Bürger, der einerseits in seinem moralischen Bewußtsein die höchste Ehrfurcht vor dem Leben des Menschen trägt, der aber andererseits weiß, wie von seinem, mit fremden Arbeitswert erkauften Essen der Hunger und die Verhungerung des Arbeitenden abhängt, der vor allem anderen weiß, wie er aussieht, dieser Hunger und alles, was noch in seinem Gefolge auftritt, wird sich entschließen, lieber arbeitend weniger zu nehmen, als weiter schädlicher Parasit in der menschlichen Gemeinschaft sein zu wollen und für das Leben und den Tod der von ihm Abhängigen verantwortlich zu bleiben. Oder er verzichte auf den Anspruch, ein sittlicher Mensch genannt zu werden. Dann aber gewärtige er die Folgen!

Es ist anzunehmen, daß wenn schon nicht die Pflicht der inneren Sittlichkeit, von der nicht viel zu merken ist, so doch die Voraussicht der alles kühl berechnenden Klugheit im letzten Augenblick eine Katastrophe wird vermeiden lassen. Wenn es ernst wird, werden die strengen Widersacher zu einverständlich schmunzelnden Freunden. Nichts aber ist verfehlter, als die Beruhigungspolitik der unsterblichen Beschwichtiger, die allen Warnungen zum Trotz das Feuer dämpfen bis es aus dem Dache schlägt.

Die Lehre ist ihnen zugekommen. Sie mögen sie beherzigen. Das stärkste Geschütz gegen die kapitalistisch-bürgerliche Festung ist das Elend der Massen.

Das jüdische Elend und der Antisemitismus.

> Denn was gelten alle Vorzüge
> des Menschen, wenn er keine
> Gerechtigkeit besitzt?
>
> Josef Popper-Lynkeus.

Man wird es dieser Schrift vorwerfen, daß sie nicht eine Zeile positiven Gehalts enthalte. Sie verlege sich nur auf das Einreißen, Zerstören, Vernichten. Sie biete kein Auskunftsmittel, kein Programm, keinen Vorschlag zur Abhilfe. Sie kritisiere und nörgle und weise Schäden auf, ohne eigentlichen Nutzen, denn sie beschränke sich auf die Kritik, ohne jegliche aufbauende, schaffende Tat.

Es sei von allem Anfang an festgestellt: diese Schrift hat eine andere Aufgabe, als aufbauende, schöpferische Arbeit. Sie will keine Vergleichsausflüchte bieten, sie setzt ihren Ehrgeiz nicht darein, die unendliche Reihe reformatorischer Wunderkurrezepte um ein den anderen an Wertlosigkeit ebenbürtiges Stück zu vermehren. Sie will einreißen, zerstören und vernichten: Sie will aufklären und d. h. Vorurteile einreißen, Wahnideen zerstören und Unwissenheit vernichten.

Diese Schrift wendet sich gegen zwei gleich gefährliche Feinde. Nicht um sie zu bekämpfen, sondern um ihnen zu besserer Erkenntnis zu verhelfen: Gegen die Antisemiten modernster Richtung, die Geldjudenfresser und gegen diese Geldjuden selbst, sofern sie sich in jüdischer Wohltätigkeit betätigen.

Die wirtschaftliche Ausbeutung der nichtjüdischen Bevölkerung seitens der Juden ist eines der wirksamsten Waffenstücke der antisemitischen Rüstkammer. »Arme Christen und Hungerleider, jüdische Kapitalisten und Geldvergeuder« betitelt sich eine 1870 in Wien erschienene »Weckstimme für das katholische Volk«. Heute will man an Blutmärchen nicht mehr recht glauben und die Pogroms als Freude Gottes, erwecken, wenigstens in den westlichen Ländern, auch bei der ungebildeten Masse nur ein bedauernswertes Lächeln. Aber daß »die Juden« am Kriege schuld seien, oder am Frieden, an der Revolution und an ihrer Unterdrückung, am Kommunismus und am Kapitalismus, am Hunger und an der Prasserei, daß sie

es waren, die aus Gewinnsucht Verbrechen auf Verbrechen häuften und gierig das Mark der armen einheimischen Bevölkerung aussaugten, um ihren Reichtum zu mästen — das alles sind Absurditäten, die auch in den »zivilisierten« Ländern Europas Verbreitung finden.

Da hier weder eine Apologie des Judentums versucht, noch eine Widerlegung sinnloser Beschuldigungen ausführlich dargetan werden soll, vielmehr die Frage des Antisemitismus nur im Zusammenhange mit dem Problem des Elends gestreift wird, möge es genügen, wenn die folgenden kurzen, mehr angedeuteten als ausgeführten Gedanken an die Stelle langatmiger Erörterungen treten:

Die Vorstellung, daß die Juden eine einheitliche Wirtschaftsgruppe bilden, ist absurd. Sie wird entweder bewußt, um ein gewünschtes Kampfziel künstlich zu gewinnen, dadurch erzeugt, daß die an einem Teil wahrgenommenen Merkmale auf die Gesamtheit aller Juden ausgedehnt werden oder sie entsteht einfach aus Unkenntnis der wahren Verhältnisse. »Die Juden«, als Wirtschaftsgruppe, gibt es heute nicht. Sie mögen noch so sehr in jeder anderen Beziehung eine sichere Einheit darstellen, in ihren ökonomischen Verhältnissen sind sie ebensosehr untereinander geschichtet, wie die übrige Bevölkerung. Wenn Werner Sombart (Die Juden und das Wirtschaftsleben) von den Juden als Lieferanten, als Finanzmänner von »ihrer Befähigung zum Kapitalismus, von den Juden als Begründer und Förderer des modernen Welthandels, der modernen Finanzwirtschaft, der Börse, wie überhaupt aller Kommerzialisierung des Wirtschaftslebens« spricht, so ist dies eine von ihm selbst hervorgehobene absichtliche Einseitigkeit. Er muß um den Zweck seiner Arbeit zu erreichen von dem Juden, als Ausgebeuteten, eben dieser von anderen Juden miterzeugten kapitalistischen Wirtschaftsform absehen; er muß absehen von dem typischen Batlenjuden, von dem Provisionsagenten, von dem jüdischen Protestler, von dem Wanderschnorrer und von dem Heer der die kapitalistische Produktion nicht in hervorragender Weise fördernden jüdischen Luftproletarier. Von all dem abzusehen ist natürlich sein unbestreitbares Recht. Aber gleich Recht wäre es, 500 Seiten und noch mehr über das soziale Elend der Juden in der Welt zu schreiben. Es hat eben alles mindestens zwei Seiten und eine allein genügt nicht.

Die wesentlichste und wichtigste Einteilung der Bevölkerung ist die nach ihrer wirtschaftlichen Klassenlage. Nun sind aber die Juden keine wirtschaftliche Klasse oder Klassengruppe. Die Umgrenzung des Begriffes »die Juden« ist aus einem ganz anderen — nationalen oder konfessionellen, aber gewiß nicht wirtschaftlichen — Einteilungsgrund erfolgt. Innerhalb dieses Begriffsumfangs sind also der Möglichkeit nach alle Unterteilungen, die sich bei Anwendung eines wirtschaftlichen Einteilungsgrundes ergeben, denkbar. Und in der Tat sind die allermeisten auch in der Wirklichkeit vorhanden. Innerhalb der Juden finden wir also vom reichsten Schmarotzer über

den ewig um sein Dasein zitternden Mittelständler bis zu dem ganz= und halbverhungerten Elendshöhlenbewohner, fast die ganze reich= haltige Lagerung der auch sonst vorhandenen Berufs= und Standes= schichten.

Es gibt den jüdischen Bankier und Großindustriellen, den jüdischen Millionär, den jüdischen Grundbesitzer, den jüdischen Groß= und Kleinkaufmann, den jüdischen Gewerbetreibenden, den jüdischen Angestellten, den jüdischen Arbeiter, den jüdischen Nichtstuer, den jüdischen Arzt, den Advokaten, Beamten, Künstler, Literaten, Studenten, Soldaten, Invaliden, Arbeitslosen, die arbeitende jüdische Frau und es gibt das jüdische Elend. All dies genau so mannig= faltig und reichhaltig wie bei den Nichtjuden. Allerdings drängt sich der jüdische Klein= und Großbürger, obwohl er der Vertreter einer verhältnismäßig kleinen Klasse ist, so laut und so lärmend in den Vordergrund, daß es einen nicht einmal Wunder nehmen darf, wenn man des jüdischen Proletariers und Lumpenproletariers vergißt. Obwohl diese in mächtigen Scharen vorhanden sind und jene an Zahl weit übertreffen! Da sind die in ihrer abhängigen Stellung im Laufe der letzten Zeit Proletarisierten und die es von jeher nie »auf einen grünen Zweig« brachten. Unter ihnen wütet ebenso gräßliches Elend, wie unter den anderen. Und der ungestillte Hunger des jüdischen Kindes tut genau so weh, wie der des christlichen. Besonders hervorgehoben muß die unglaubliche Verbreitung der Berufs= losigkeit bei den Juden werden. Zehn von Hundert der im Jahre 1911 in Wien verstorbenen Juden waren berufslose Luftmenschen. Die Privatiers, Renten= und Hausbesitzer sind selbstverständlich nicht mit= gezählt. Zu erwähnen ist ferner die typische Erscheinung des stets passiv wirtschaftenden in ewiger Sorge sich quälenden jüdischen Provisionsagenten und Hausierers. Die Lehrbuben, die statt ein Hand= werk zu erlernen, mit oder ohne wertlose Handelsschulbildung die kaufmännischen und Bureaubetriebe überschwemmen, verzehren sich in ewiger Sehnsucht nach einem menschenwürdigeren Leben und nach dem Licht eines höheren Zieles. Die Berufsumschichtung der besitz= losen Klassen des Judentums ist eine der wichtigsten Voraussetzungen der Gesundung.

In manchen Bezirken des Elends ist jüdische und nichtjüdische Not so durcheinander gemengt, daß man sie nicht auseinanderhalten kann. Man tritt in eine Elendswohnung und weiß nicht, ob sie eine jüdische oder nichtjüdische Inhaberin hat, denn die eine sieht so elend aus, wie die andere. Dies muß trotz seiner Selbstverständlich= keit einmal ausgesprochen werden, weil es nie beachtet wird, weil der mangelhafte Gerechtigkeitssinn der Menschen, diese Selbstver= ständlichkeit unterdrückt.

Das jüdische Elend ist nicht anders als das nichtjüdische. Seine Darstellung erfolgt nicht, weil es ärger ist oder verbreiteter als jedes andere, sondern einfach, weil es da ist und dennoch absichtlich nicht

zur Kenntnis genommen wird. So widersinnig es klingt, die vorliegende Schilderung jüdischen Elends wird lediglich zu dem Zwecke unternommen, um sein Vorhandensein denen, die es nicht sehen wollen, aufzudrängen. Es wird von den Antisemiten immer wieder der jüdische Millionär, der jüdische Bankier und der jüdische Kriegsgewinner mit der deutlichen Absicht herausgestrichen, damit mehr die Gefährlichkeit des Juden, als die Gefährlichkeit des Millionärs, Bankiers und Kriegsgewinners an sich zu betonen. So, als ob es eben keine jüdischen Bettler, jüdische Obdachlose, frierende und hungernde jüdische Kinder gäbe! Und keine nichtjüdischen Bankiers, Kriegsgewinner und Millionäre!

Wenn die so Angegriffenen sich selbst verteidigen oder sich von den ihre Weltanschauung teilenden besoldeten Anwälten verteidigen lassen, sieht es in der Regel recht drollig aus und es wäre in der Tat nur lustig, wenn nicht auch das jüdische Volk in seiner Gesamtheit, also auch die armen und die Not und Elend leidenden Juden durch eben diese »Verteidigung« um den letzten Rest ihres Kredites zu kommen mit Recht befürchten müßten. Jene verteidigen ja in Wahrheit nicht das Judentum in seiner Gesamtheit, sondern das jüdische Bürgertum mit besonderer Berücksichtigung seiner großherrlichen Spitzen: die Millionäre, Bankiers, Kriegsgewinner, die sich hinter dem Frontbanner des »Judentums« verbergen wollen, wenn sie auch so tun, als ob ihnen die angegriffene Ehre des Judentums am Herzen läge. So heißt es zum Beispiel in der 1859 erschienenen Denkschrift über die Stellung der Juden in Österreich neben anderen unterhaltlichen Dingen: »Man hat die Juden oft unpatriotisch und revolutionär genannt, man mache sie zu Grundbesitzern und Staatsbürgern, wir glauben, man wird sie patriotisch und konservativ finden«, nachdem einige Seiten vorher mit Befriedigung festgestellt wird, daß »sie (die Juden) an allen Pflichten, die ihr Vaterland auferlegt, mit Anteil haben, daß sie alle Lasten tragen, ihre Steuern zahlen, in den Heeren dienen und auf den Schlachtfeldern fallen«. . . »Und wer könnte etwas anderes als Frevel und Wahnsinn darin erblicken, — heißt es in der famosen Schrift weiter — wenn jemand die Gefahr der Abschwächung und des Entschwindens der c h r i s t l i c h e n Staatsidee über die moderne Welt heraufbeschwören wollte? Bestünde diese Gefahr wirklich, dann wären wir von unserem Standpunkte aus die Ersten, welche gegen die Emanzipation der Juden in dieser Richtung und selbst dann noch plädieren würden, wenn man sich selbst damit genötigt sähe, der Gerechtigkeit und Humanität ins Angesicht zu schlagen«.

Wenn die Feinde ehrlich wären, würden sie mehr Erfolge erzielen. Sie dürften den Kampf gegen Schädlinge nicht verwässern durch Miteinbeziehung Unschuldiger in den Kampfgegenstand. Sie müßten gegen Millionäre, Bankiers, Kriegsgewinner überhaupt, nicht aber gegen jüdische Großbürger allein, wie sie es in Wirklichkeit

tun, mit der verruchten Absicht losziehen, das jeder einheitlichen, wirtschaftlichen Gestaltung ermangelnde jüdische Volk zu treffen. Damit aber würden sie aufhören, unehrliche Antisemiten zu sein und müßten redliche Antikapitalisten werden, wobei sie allerdings die Hände voll zu tun bekämen, ohne daß sie in semitische Fernen zu schweifen brauchten.

Süßholzapologien sind auch jene Versuche durch Zusammenstellungen gelehrter Zitate auf den ethischen Gehalt des Judentums hinzuweisen. Hillels Ausspruch z. B. »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Dies ist Gesetz, alles andere Kommentar« besagt gar nichts über die Erfüllung oder Nichterfüllung der primitivsten Forderungen der Sittlichkeit seitens irgend eines jüdischen Bankdirektors aus dem 20. Jahrhundert. Die Lehre bedarf der Verteidigung nicht. Der Verteidigung bedürftig sind die heute lebenden Juden. Die wirksamste Widerlegung aller Angriffe wirtschaftlicher Natur gegen sie als Gesamtheit ist die Klarstellung der Tatsache des jüdischen sozialen Elends.

Was über das allgemeine soziale Elend in seinem Verhältnis zur bürgerlichen Gesellschaft gesagt wurde, gilt mit uneingeschränktem Recht auch für das jüdische Massenelend, das ganz genau wie das nichtjüdische in der jüdischen und nichtjüdischen Profitwirtschaft seinen zureichenden Grund findet. Innerhalb der nationalen Einheit des jüdischen Volkes tummeln sich die Vielheiten der Klassengegensätze. Nicht minder hart aufeinanderstoßend, als in anderen nationalen Einheiten. Nur ist man sich in Bezug auf die anderen Völker dieses Umstandes bei Freund und Feind bewußt und niemand fällt es ein, auch das tschechische Volk z. B. als eine Klasseneinheit zu setzen. Nur mit Bezug auf die Juden will das Vorurteil nicht schwinden, daß sie in ihrer Gesamtheit ein Volk von einer ganz bestimmten, wirtschaftspolitischen Prägung seien, etwa Ausbeuter, oder Schmarotzer, oder Kapitalisten. Man vergißt allerdings, daß man im gleichen Atemzug auch von der jüdischen Rebellion spricht, die im Begriffe sei, die Welt zu verseuchen — denn bekanntlich ist der Bolschewismus wie auch jede andere revolutionäre Bewegung ein jüdisches Geheimpatent — nicht bedenkend, daß ein Volk von Kapitalisten doch wohl schwerlich für das Harakiri einer kommunistischen Revolution eifern wird. Wo es Revolutionäre gibt, da muß es wirtschaftliches Elend geben, wo Unzufriedenheit gährt, muß der Grund zu ihr zu finden sein. Zeugt der Vorwurf (wenn man ihn so bezeichnen kann) von der jüdischen Revolutionsanzünderei nicht auch schon wider die verkündete Ausbeutung der Nichtjuden seitens der »Juden«?

Die Tatsache des jüdischen Elends muß offenbar werden, um den Irrtum (wenn er nicht vielmehr einer absichtlichen Verhetzung zur Grundlage dient) von der Wirtschaftseinheit des jüdischen Volkes zu zerstören, um zu zeigen, daß auch unter den Juden die

zwei Nationen der Reichen und der Armen einander als Todfeinde gegenüberstehen, die einen, nichts von dem Elend der anderen wissen wollend, jene hinwieder keinen Anteil verlangend von dem Haß, den diese bei ihren Feinden ernten . . Mögen die ihn allein tragen, die die Vorteile seiner Ursache, die Vorteile des Reichtums, genießen.

Bleibt nur noch eine Frage: In welchem zahlenmäßigen Verhältnis stehen die einzelnen Bevölkerungsschichten innerhalb der Judenheit zu einander? Vielleicht ist der Unterschied zwischen dem Wohlstandsdurchschnitt der jüdischen Bevölkerung und dem der nichtjüdischen, natürlich mit Berücksichtigung ihres Zahlenverhältnisses, so groß, daß der antisemische Vorwurf der jüdischen Ausbeuter und Kapitalistennation, wenn auch nicht absolut, so doch im Durchschnitt gerechtfertigt erscheint? Vielleicht gibt es unverhältnismäßig mehr jüdische Kriegsgewinner und unverhältnismäßig wenig jüdische Proletarier? Vielleicht gelingt durch die Durchschnittsrechnung, was bei der gewöhnlichen absoluten Aufstellung nicht zustande kam: die Judenhatz?

Es sei vorweg bemerkt, daß Durchschnittsvergleichungen in Fragen, die die Sicherheit und Unversehrtheit des Lebens betreffen, unter gar keinen Umständen statthaft sind. Sie führen in letzter Folge auf die kannibalische Methode zurück, die Durchschnittszahl der in einer Horde anläßlich eines kriegerischen Überfalles Getöteten von der besiegten Partei zurückzufordern. Es ist Schacher mit Menschenleben. Aus Durchschnittsrechnungen Folgerungen zu ziehen, die das Leben eines einzelnen berühren, ist im höchsten Maße als eine unsittliche Handlungsweise zu verabscheuen. Nach der hier zu Grunde liegenden Auffassung, die auf den hohen moralischen Grundsätzen Josef Poppers fußt, dürfen selbst schwere Verbrechen, die allen Juden, mit Ausnahme eines Einzigen, zur Last fallen, nicht in der Weise verallgemeinert werden, daß dieser eine Unschuldige irgend einen Schaden an seiner Lebenshaltung erleide. Das einzelne Menschenleben ist unvergleichbar und unersetzlich und niemand kann für das Verhalten anderer haftbar gemacht werden. Was die Juden betrifft, war es bekanntlich seit jeher umgekehrt. Stets mußten alle für das Vergehen einiger ihrer Volksgenossen die schwersten Leiden auf sich nehmen. Und eben das gleiche Prinzip liegt ja auch dem Durchschnittsverfahren zu Grunde, das Prinzip nämlich, an allen die Sünden der Schuldigen zu rächen, anstatt diese herauszugreifen, sie mit den aus anderen Verbänden Herausgegriffenen zusammen ihre eigene Schuld sühnen zu lassen.

Selbst wenn also jener berüchtigte belastende Durchschnitt wirklich vorhanden wäre, müßten alle gebräuchlichen Folgerungen aus dieser Tatsache wegfallen. So wenig jemand mit Hinweis auf den gleichfalls durchschnittlichen Nationalwohlstand der deutschen Nation einen hungrigen Bettler ebendieser

Nation abzuspeisen vermöchte, darf es irgendwer wagen, das jüdische Elend unbeachtet zu lassen, die heuchlerischen Augen immer auf durchschnittliche Beziehungen gerichtet, oder gar gegen alle Juden, einschließlich der Masse der Armen, feindliche Front zu machen, weil eine Wohlstandsstatistik einen belastenden Durchschnitt ergab. Nicht bedenkend, daß eben jene Armen vom schönsten Durchschnitt ebenso geringen Nutzen haben, wie der letzte Straßenbettler von den in seiner nationalen Reichtumszusammenstellung an der Spitze marschierenden Millionären.

In Wahrheit aber ist eine solche Durchschnittsrechnung, also eine konfessionelle Wohlhabenheitsstatistik, noch nie vollständig durchgeführt worden. Sie stößt auch in der Tat auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Gibt es doch z. B. in Wien keine amtliche Statistik über die Juden und die letzte, die mit Benützung amtlicher Quellen in Österreich versucht wurde (Veröffentlichungen des Bureaus für Statistik der Juden, Heft 4, Die Juden in Österreich) enthält begreiflicherweise keinerlei Lebensführungsdaten. Es ist nicht einmal genau bekannt, wieviele jüdische Haushalte und wieviel Personen jüdischen Glaubens in Wien derzeit vorzufinden sind. Die Daten der Volkszählung von 1910 sind natürlich längst veraltet. Wie sollte dann eine Statistik der Wohlhabenheit möglich sein? Auch ist es nicht sicher, ob sie in Zukunft je wird unternommen werden können. Denn der Staat hat bei der heutigen Entwicklung der Verhältnisse immer weniger Interesse an der konfessionellen Zusammensetzung der Bevölkerung und es spricht viel dafür, daß er nicht gewillt sein wird, dauernd seine Arbeiten mit der Berücksichtigung des für ihn nebensächlichen konfessionellen Moments zu belasten. Und wenn nach Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes der jüdischen Nation die nationale Unterscheidung an die Stelle der konfessionellen treten wird, ist es mehr als wahrscheinlich, daß ein sehr großer Teil der Juden sich nicht zur jüdischen Nationalität bekennen, also für die Zählung des jüdischen Nationalvermögens verloren gehen wird. Man sieht daraus auch, wie die ohnehin so schwankende nationale oder konfessionelle Grenzlinie für wirtschaftliche Begriffsbestimmungen vollständig untauglich ist.

Die durchschnittliche Lebenslage des Juden (es kommt für uns naturgemäß nur der Wiener Jude in Betracht, das von ihm Gesagte gilt natürlich auch von den meisten Juden) ist also nicht festzustellen. Sie wäre auch im höchsten Grade überflüssig, da sie keinerlei praktische Folgen zeitigen könnte.

Aus der weiter (S. 40) angeführten Übersichtstafel des Friedhofamtes der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien ist allerdings zu entnehmen, daß beispielsweise im Jahre 1918 von 4035 Leichenbegängnissen 2001 d. i. 50 v. H. Gratisbeerdigungen waren. Man muß sagen, daß daraus der Beweis erbracht ist, daß 50 v. H. der Juden Wiens in

so kümmerlichen Verhältnissen leben, daß sie bei einem Todesfall nicht einmal die bescheidenste Beerdigungsgebühr bezahlen können.

Dem Antisemitismus, der jedes Gerechtigkeitsgefühles bar ist, müssen die Einzelbilder vom jüdischen Elend entgegengehalten werden. Sie müssen ihm seine Angriffswaffen rauben. Er wird sich nicht gegen die Juden als eine Wirtschaftseinheit, die nicht besteht, wenden können, er wird vielmehr gezwungen werden, die Klassengegensätze, die zwischen Juden und Juden herrschen, zu unterscheiden, wobei er die für ihn merkwürdige Entdeckung machen wird, daß diese die gleichen sind, wie die von der gesamten anderen Bevölkerung bekannten. Die Schilderung von einzelnen jüdischen Schicksalen, aus Gram und Elend gemalt, sind die wirksamsten Gegenbilder zu dem fetten Kriegsgewinner, der auf christlichsozialen Wahlplakaten das jüdische Volk vertritt.

Zumindest muß der Versuch zu einem solchen Vorhaben unternommen werden.

Das jüdische Elend und das jüdische Bürgertum.

In Zuversicht geht eure Weisheit unter.
Shakespeare.

Die Geldjudenfresser waren der eine Gegner, die Geldjuden sind der zweite.

So wenig das jüdische Massenelend eine Sonderstellung unter der Fülle des allgemeinen Elends einnimmt, so wenig tritt auch das jüdische Bürgertum hinsichtlich seiner Einstellung zu diesem Elend merklich aus der des gewöhnlichen Bürgers hervor. In der Regel nehmen die bürgerlichen Kreise das Elend, dessen unmittelbare Wirkungen sie nicht kennen, als ein notwendiges Übel hin, gegen welches zu protestieren unsinnig wäre. Die gewöhnlichste Reaktion auf das Elend ist die Spende, also die Wohltätigkeit, die sich in jüngster Zeit hinter neu aufgekommene Bezeichnungen zu verstecken beliebt, obwohl es begreiflicherweise völlig alles eins ist, ob eine Geldunterstützung von einer Fürsorge- oder von einer Armenkassa ausbezahlt wird. Erscheint in der Zeitung ein flammender Protest gegen die Ungerechtigkeit der herrschenden Gesellschaftsordnung und wird dieser Protest belegt durch ein besonders deutliches Beispiel eines Opfers eben dieser Gesellschaftsordnung, so ist eine Spendenliste seine unmittelbarste Wirkung. In der Regel ist ja dem betreffenden armen Teufel durch die Hervorhebung seines Elends geholfen, was ja gewiß nur zu begrüßen ist. Allerdings meint Oskar Wilde: »es ist unsittlich Privateigentum zur Milderung der fürchterlichen Übelstände zu verwenden, zu denen die Einrichtung des Privateigentums geführt hat«. Aber man drückt gerne in einem solchen Falle ein Auge zu. Sonst bleibt aber alles beim alten. Und niemand denkt an die unzählbaren Schicksalsgenossen des auf diese Weise Hervorgehobenen, die möglicherweise unter noch bedeutend menschenunwürdigeren Verhältnissen zu leben verdammt sind als der zufällig dem Schriftsteller bekannt gewordene Fall.

Auch das jüdische Bürgertum stellt keine einheitliche Klasse dar. Der jüdische Kleinbürger, der kleine Geschäftsmann, der Intelligenzler, der Zwergunternehmer, sie alle sind dem jüdischen Großbürger, dem Besitzer mächtiger Warenhäuser, dem Inhaber ausgedehnter Industrieunternehmungen, dem Börseaner, dem Bankdirektor so

schicksalsfremd, wie merkwürdigerweise beide, der Groß- und Kleinbürger gemeinsam dem Bruder in der Armut fremd sind. Obwohl unter den jüdischen Reichen sich nicht wenige befinden, die in ihrem eigenen Leben die Not kennen gelernt haben, Reiche, die sich selbst so weit hinauf gebracht haben, daß sie aus der Enge des Elends in den Glanz des Luxus aufsteigen konnten, ist eine Einfühlung in die unmenschliche Lage des in mannigfaltigem Elend lebenden jüdischen Lumpenproletariers dem Herrn mit der tadellosen Binde nie gestattet. Auch dann nicht, wenn er zufällig als öffentlicher Funktionär seine Angelegenheiten führt oder in früheren Zeiten sein Schicksalsgenosse war oder wenn er sich mit ihm bei nationalen oder religiösen Festgelegenheiten öffentlich verbrüdert. *Der Klassengegensatz ist stärker als die Volks- und Religionsgemeinschaft.*

Der jüdische Kleinbürger lehnt die persönliche Einstellung zum Elend seiner Volksgenossen nicht zu Unrecht damit ab, daß er auf sein eigenes Elend hinweist. Es ist in der Tat richtig, daß der kleinere Mittelstand — der andere ist während des Krieges in die Hochregion des Geldglücks gestiegen — immer mehr proletarisiert und also selbst der Verelendung preisgegeben wird. Die ständige Sorge um die immerwährend bedrohte Existenz lassen jenes Gefühl der Sicherheit der eigenen Stellung nie aufkommen, die erforderlich ist, um an fremdem Unglück teilzunehmen. Ist doch jede noch so kleine Privatkrise imstande, den mühsam erhaltenen Schein von Wohlhabenheit zu zerstören und den seines Nährbodens Beraubten zusamt seiner Familie in die unbekannte Tiefe der Verelendung zu stürzen. Immerwährende Angst vor der Not drücken auf das Geistesniveau dieser Klasse. Ein warmes menschliches Gefühl, ein durchdringendes Verständnis für den andern, selbst wenn dieser durch enge Bande an ihn geknüpft ist, kann hier nicht aufkommen. Der Krieg gar hat mit seinen Eisentatzen alles zerstört, was noch an Lebenssicherheit und Zukunftsmöglichkeit geblüht. Er hat den gutgestellten Mittelstand in unerhörte Höhen geführt, den kleinen hingegen, namentlich die Festbesoldeten und wirtschaftlich Abhängigen zertreten. Jener weiß nicht was mit seinen Millionen anzufangen, füllt die Keller und die Bäuche, protzt mit dem neuen Golde, wühlt im dicken Ertrag des Verdienens. Dieser aber ist tief hinabgesunken und in dem tiefen Morast des Elends verschwunden, der keinen ausläßt, den er wie mit Polypenarmen gefangen hält. Das Anschwellen der einen war notwendig begleitet vom Herabsinken der andern; so daß es heute eigentlich keinen Mittelstand gibt, weder einen großen, noch einen kleinen. Kein Wunder also, wenn das sich noch immer Kleinbürgertum nennende, heute schon sehr allgemein gewordene Proletariat des besseren Rocks keine nennenswerte Aufregung über das Vorhandensein und die Ausbreitung des Elends der anderen zeigt.

Ähnlich verhält sich aber merkwürdigerweise auch der sogenannte bessere Mittelstand. Namentlich seitdem es ein Kriegselend und eine noch ärgere Friedensnot gibt, hat es auch der gutgestellte Mittelstand leicht, mit dem Hinweis auf den eigenen Mangel die Pflichten des Besitzes abzuwälzen. Wenn auch dieser Mangel nur in Bezug auf Lebensgüter vorherrscht, die die anderen selbst in den Zeiten der blühendsten Wirtschaftsgesundheit dauernd entbehren mußten, so hindert dieser Umstand die so leicht zum Ablehnen Geneigten dennoch nicht, die eigene »Kriegsnot« zum Vorwand ihres Gleichmutes zu erheben. Aber was ist das für eine Not! Nur die Unkenntnis kann sie mit dem Elend der Verdammten der untersten Höllenkreise vergleichen. Es muß eben gezeigt werden, was wirklich Elend ist, um jenen die Augen zu öffnen, die im Lamentieren so mundfertig sind, weil die Hoffnung nicht verglimmen will, daß schauernd gewonnene Einsicht die ursprüngliche Urteilsfreiheit der menschlichen Natur, die durch Erziehung und Standesdünkel zum Verstummen gebracht wurde, in neuer Kraft erklingen wird lassen. Wer das Entsetzen kennt, das die sich zum Fürsorgedienst meldende Tochter aus gutem Hause erfaßt, wenn sie die erste Elendswohnung aufsucht, wird diese Hoffnung nicht unberechtigt finden. Gleichgültigkeit, Teilnahmslosigkeit und Verständnislosigkeit, die ärgsten Feinde des werdenden Besseren müssen aufhören und die Menschen von den Flammenlettern der aufklärenden Anschauung wachgerüttelt, werden nimmer in die todesähnliche Ruhe der nichtsahnenden, schläfrigen Gleichgültigkeit versinken können, in die sie sich so gerne einlullen.

Von den waschechten Geldjuden ist noch immer nicht gesprochen worden. Das sind jene, gegen die sich vorgeblich der Grimm der Antisemiten richtet: die jüdischen Kriegsgewinner, Spekulanten, Millionäre und Finanzgrößen. Das ist das jüdische Großbürgertum, die an der Spitze aller Korporationen, Vereine, Komitees und Ausschüsse stolzierende Gesellschaft von feinen Damen und Herren, die Hyänen der Wohltätigkeit, die so scharf gegeißelten und dennoch unsterblichen (das heißt in marmorene Gedenktafel gravierten) Ruhm davontragenden Fürsten und Gewaltigen Israels. Ihre Zeit dürfte eigentlich im Ausgehen begriffen sein und selbst die funkelndsten Sterne verblassen allmählich. Dennoch erscheint es geboten, in diesem Zusammenhange auch über die Stellung dieser Kreise zur Tatsache des jüdischen Elends, das sich in der gleichen Stadt breit macht, in der ihre stolzen Paläste und mächtigen Unternehmungen stehen, zu sprechen.

Ihre einzige Reaktion auf das Elend ist, wie gesagt, die Wohltätigkeit. Ist dies schon bei dem nichtjüdischen Großbürgertum der Fall, so noch in weit größerem Maße beim jüdischen. Man muß es den reichen Juden zugestehen, ihr Wohltun entbehrt nicht einer gewissen Großzügigkeit. Wenn man von gewissen kleinlichen Eitelkeiten, die unvermeidlich zu sein scheinen, absieht, muß man sogar

zugeben, daß fast Grund vorhanden wäre, in den begeisterten Chorus mit einzustimmen, den die Jahresberichte alljährlich von neuem anheben. Da sind allermodernst eingerichtete Waisenhäuser für Knaben sowohl als auch für Mädchen, Anstalten für Blinde und Taubstumme, Krankenvereine und Wohltätigkeitsämter, Genesungsheime, Spitäler, Stiftungen und Stipendien jedweder Art . . Es wimmelt von Vereinen mit den verschiedensten Bestimmungen. Es gibt eine Zentralstelle und wer zählt die vielen Hilfstellen? Kur-, Erziehungs- und Bekleidungsbeiträge werden gewährt. Komitees, die Sammlungen für zeitlich oder örtlich beschränkte Bedürfnisse veranstalten, setzen sich zusammen. Wenn man bedenkt, daß dies alles nur für ein nach jeder Richtung hin beschränktes Häuflein von Hilfsbedürftigen (für die armen Juden Wiens) geschaffen wird und dennoch nicht nur nicht ausreicht, sondern nicht einmal das allerärgste Elend zu lindern imstande ist, so muß man in Bezug auf die Heilkraft der privaten Wohltätigkeit schon ernstliche Zweifel hegen. Die jährliche Ausgabe deutscher Juden für Kultus, Wohltätigkeit und andere soziale jüdische Zwecke beträgt ungefähr 30 Mark für den Kopf der jüdischen Bevölkerung*. Gewiß liegt es auch zum Teile an der trotzdem vorhandenen Unzulänglichkeit und fehlenden Sachgemäßheit der bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen, gewiß liegt ein Teil der Schuld an der Zersplitterung der Kräfte, die meist der Eitelkeit Einzelner zu dienen hat, gewiß verdient die fehlende Organisation, der Mangel an wissenschaftlicher Schulung, der Dilletantismus all dieser Aktionen den schärfsten Tadel, aber ebenso gewiß ist es auch, daß damit der praktische Beweis erbracht ist, daß eine Heilung der sozialen Schäden selbst durch die gewaltigste Ausdehnung der privaten Wohltätigkeit nicht möglich ist, solange man nicht die Quellen des Elends verstopft, das heißt die wirtschaftliche Abhängigkeit des Großteils der Bevölkerung beseitigt. Denn wenn diese Behauptung nicht zuträfe, müßte es doch wenigstens gelingen, einen Teil der begrenzten Not, zum Beispiel die Altersversorgung der armen Juden in Wien restlos durchzuführen. Aber selbst dies ist ausgeschlossen und in der Tat auch nicht im Entferntesten der Fall, wie noch gezeigt werden wird. Die private Wohltätigkeit ist eben außerstande, Schritt zu halten mit dem Siebenmeilentempo der wirtschaftlichen Verelendung der Massen. Wenn die Einrichtungen der helfenden Liebe in arithmetischer Progression wachsen, schreiten Not und Elend in geometrischer vorwärts. Nie wird die Wohltätigkeit das Ziel, dem sie nachläuft, erreichen, die Armut nie aus der Welt schaffen.

Nun finden sich auch die Meisten mit dieser Lösung durchwegs ab. Steht es doch schon in der Bibel so geweissagt. Es wäre auch

---

* Veröffentlichungen des Bureaus für Statistik der Juden. Heft 3. Die jüdischen Gemeinden und Vereine in Deutschland.

schrecklich. Gäbe es doch dann für die Allzuvielen nichts zu tun und sie müßten rein ihre Tätigkeit einstellen. Armut war immer, ist mehr denn je und wird wohl auch weiter bleiben. Ein begreif=licher, weil bequemer Gedankengang. Daß er aber auch achsel=zuckend als in der Natur der Sache gelegen betrachtet wird, ist denn doch nur darauf zurückzuführen, daß eben, wie schon oft betont wurde, das Wesen der Armut, der wirkliche Inhalt des nachgeschwätzten Wortes »Elend« nicht bekannt ist. Armut ist ein Begriff, es muß eine Anschauung werden und dann wird es sich wohl zeigen, ob es nicht allererste Pflicht ist, nachzudenken, wie denn diesem ärgsten aller Übel mit Erfolg beizukommen wäre.

Man kann nicht von jedem Besitzer großer Seidenvorräte ver=langen, daß er, gerade er, wissen soll, wie man aus dieser Schwierig=keit herauskommt. Aber es darf ihn nicht ruhen lassen, er darf es nicht als die gleichgültigste Sache der Welt ansehen, ob das Elend beseitigt wird oder nicht. Dazu diene ihm die Schilderung des Elends in all seiner Greulichkeit. Auf daß es ihn nicht schlafen lasse und er sich frage, ob denn seine Weltanschauung von der notwendigen Ordnung der Dinge wirklich die notwendig richtigste ist. Damit er nicht etwa von den Ereignissen überrascht werde!

Man kann nicht von einem reichen Fabriksbesitzer verlangen, daß er, gerade er, Sozialist werde. Das verhindert schon der wohlfeil gewordene Vergleich mit dem Kamel, das durchs Nadelöhr will. Aber die politische Klugkeit gebietet, daß man sich Gedankengängen, so weit es möglich ist, freiwillig anpaßt, ehe sie sich — in der Regel ohne Anpassung — durchgesetzt haben. Es soll auf diese Weise weniger schmerzlich sein. Und wenn etwas sein muß, nützt bekanntlich alles Sträuben nichts. Die Bilder vom jüdischen Elend liegen dem Gemüt des jüdischen Reichen näher, als alle andern. Vielleicht vermag er etwas von ihrer eindringlichen Lehre zu seinem eigenen Nutzen zu verwenden.

Man kann nicht von einem Bankdirektor verlangen, daß er, gerade er, das höchste Ideal der Sittlichkeit in seinem Leben verwirk=lichen soll. Zumal er, selbst wenn er Jude ist, in der Regel der Moralität seiner Kindheit entwachsen und seine Auffassungskraft der strengen Sittlichkeit der Zukunft noch nicht gewachsen ist. Aber man kann fordern, daß er sich, falls ihn moralische Gewissensbisse peinigen sollten, etwa beim nicht zu verhindernden Anblick eines um Brot bettelnden Kindes, nicht allzusehr auf die Wohltätigkeit verlasse, der er alljährlich durch den Sekretär seinen Tribut zahlen läßt. Die Bilder werden ihn lehren, daß sie nicht unfehlbar wirkt. Das Weitere wird er sich schon selbst denken, weil er doch klug ist, was daraus entnommen werden mag, daß er als Bankdirektor eingeführt wurde.

In der Tat ist die jüdische Wohltätigkeit trotz der Mittel, die im Verhältnis zur nichtjüdischen sehr groß zu nennen sind, dem

Problem des Elends gegenüber völlig machtlos. Sie muß es trotz des großen Aufwandes sein, weil die Wohltätigkeit das fertige Elend abspeist, seine Entstehung aber nicht verhütet. Diese Erkenntnis zu verbreiten, ist auch eine Aufgabe dieser Zeilen.

Eine Auseinandersetzung über die jüdische Sucht zur Wohltuerei wäre unvollständig, enthielte sie nicht einige Ausführungen über die religiöse Wurzel ihres Wesens, über den Begriff der Z'doke. Die wunderherrliche Idee des Gotteslebens, das Hochziel des zur Vollendung schreitenden Gottmenschen, die Verwirklichung der alten Mythe des Gottesstreiters artete mit der Fortdauer des Galuth und mit der damit verbundenen geistigen Degeneration bei den glaubenstreuen Juden zur Auffassung des menschlichen Lebens als eine Summierung von Mizwes (d. s. religiöse Pflichten) aus. Als eine religiöse Pflicht des Reichtums galt und gilt noch heute das Wohltun. Mit Recht wird es zur höchsten Ehre des Judentums gerechnet, welche Bedeutung im jüdischen Schrifttum die Verpflichtung, den Armen zu helfen, inne hat, dessen Vorhandensein allerdings als ein notwendiges, ja sogar begrüßenswertes Übel (wie könnten denn sonst die Reichen dem Gebot, Z'doke zu üben, nachkommen!) betrachtet wird. Gilt doch jüdische Hilfsbereitschaft allen Nationen der Erde als vorbildliches Beispiel. Im jüdischen Gedankenkreise, soweit er sich im Rahmen der überlieferten Lehre hält, erfüllt der Arme sowohl, als auch der Reiche seine ihm von Gott zugedachte Rolle. Ein jeder steht sozusagen auf seinem Posten. Dieser, der gottgebotenen Pflicht zu geben nachkommend, jener, dem anderen durch sein Annehmen die Gelegenheit zu einem guten Werke bietend. »Reich und arm ist von Gott eingerichtet, wegen des ausgleichenden Wohlwollens« sagt ein alter Midrasch (Wajikra r. Par. 34).

Gemilath Chasadim ist die werktätige Liebe des Juden zum Juden: Krankenbesuch, Totenbestattung, Trost für Leidtragende, Gastfreundschaft, Ausstattung armer Bräute, kurz alles, was in der patriarchalischen Vergangenheit der kleinen Probleme mit einem christlichen Ausdruck c a r i t a s bezeichnet wurde.

Aber auch n u r in dieser Vergangenheit. Juda Bergmann sagt in seiner Mildtätigkeit* betitelten Studie: »Die soziale Fürsorge im alten Israel war nicht Sache des Staates, sondern Sache des Herzens. Sie wurde nicht der Gemeinde oder irgend einer Organisation übertragen, sondern jedem Einzelnen ans Herz gelegt und war eine wirkliche Liebestätigkeit.« Ist doch der talmudische Satz bekannt, daß »die Wohltätigkeit, nach dem Maße der Liebe belohnt wird, die sich in ihr offenbart«. Aber was war, ist nicht mehr. Denn die Probleme sind gewachsen, gewaltig gewachsen und was einst erhaben war, ist heute möglicherweise lächerlich. Nicht ganz ernst

* In »Soziale Ethik des Judentums«, herausgegeben vom Verband der Deutschen Juden. Frankfurt a. M. 1914.

zu nehmen wäre jedenfalls der Mensch, der behaupten würde, dem fürchterlichen Massenelend der Gegenwart mit den winzigen Mitteln der wohltuerischen Kurpfuscherei Abbruch zu tun, die im günstigsten Fall die Fiebersymptome wegschafft, ohne der Krankheit auch nur nahezukommen. Die aus der geschilderten religiösen Wurzel herausgewachsene jüdische Wohltätigkeit hat seither überdies das ethische Kleid ihrer Kindheit abgelegt und ist zum einfachen bürgerlichen Notauskunftsmittel geworden, das nur zu Unrecht den großen Namen seiner ursprünglichen Bedeutung trägt. Unrecht ist es, der heutigen groß-bürgerlichen Wohltätigkeit, die geschmacklos genug ist, sich auf Kopftafeln der ritterlichen Widmer von Siechen- und Waisenbetten auszutoben, moralische Entschuldigungsgründe zuzusprechen, die man mit Recht für die Liebestätigkeit der Vergangenheit gebraucht hatte. Z'doke, der so schwer zu übertragende Begriff* ist nach einem schönen Worte des altkonservativen S. R. Hirsch Lebensgerechtigkeit. Und es heißt: »Gerechtigkeit, Gerechtigkeit erstrebe!« Wie wenig diese durch die Einrichtungen der Wohltätigkeit heute erreicht werden kann, beweisen die ins Ungeheure gewachsenen Maße des Elends in der kapitalistischen Welt.

Um der Unmoral auszuweichen, die darin liegt, daß der reiche Jude dem armen »Schnorrer« ein Almosen schenkt und auch, um Vielen die Möglichkeit zu bieten, sich am Geben zu erfreuen, sind seit jeher Vereine zu bestimmten oder allgemeinen Zwecken tätig gewesen. Man kann sagen in keiner Gemeinschaft zahlreicher, als in der jüdischen. Von dem in jeder Gemeinde eingerichteten »heiligen Verein«, der Kranke unterstützt und in kleineren Städten auch die Leichenbestattung innehat, bis zum kleinsten Schulkinderbekleidungsverein, gibt es keinen Zweck und keine Widmung, der sich nicht zahllose jüdische Vereine unterstellt hätten. In Wien gab es 1903 unter 637 privaten Wohltätigkeitsvereinen 41 ausgesprochen israelitische und nur 38 katholische. (Die Wohltätigkeitsvereine der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien 1905.) Und in Deutschland gab es 1906 insgesamt 5000 jüdische Vereine bei einer jüdischen Kopfzahl von 600.000 Seelen. Aber da diese Vereine, ebenso wie die Stiftungen und Stipendien auf freiwillige Mittel angewiesen sind und ihr mehr oder minder armseliges Dasein nur von Spenden und Legaten fristen, ist es klar, daß auch sie nicht zu einer merklichen Besserung auch nur der allerärgsten Not haben beitragen können. Wohl auch deshalb nicht, weil ihnen meistens der Sinn für die neuzeitlichen Fragen der Armenfürsorge abgeht und sie in der Befriedigung kleinlicher Eitelkeiten ihrer bürgerlichen Gönner den Hauptzweck ihres Daseins suchen.

* »Das im christlichen Abendlande verbreitete Wort ‚Almosen' (Elemosyne) stammt aus der griechischen Übersetzung der jüdischen Bibel.« (Nöldeke, Neue Beiträge zur semitischen Sprachwissenschaft.)

Diesen Übeln unterliegen nun einige, der in Wien in jüngster Zeit entstandenen Vereinigungen und Aktionen dadurch nicht, daß an ihrer Spitze Personen stehen, Frauen und Männer, die erstens die Stärke inne haben, den menschlichen Schwächen nicht leicht zu verfallen, zweitens Fachtüchtigkeit besitzen, die ihnen die Möglichkeit bietet, wenigstens der ärgsten Schäden Herr zu werden und die drittens über den notwendigen Einfluß verfügen, um mit zweckentsprechender Großzügigkeit ans Werk zu schreiten. Man muß bei aller grundsätzlichen Verwahrung gegen eine ausgiebige Hilfsmöglichkeit in der kapitalistischen Welt, zugeben, daß für einen engen Rahmen, etwa einem bestimmten Bevölkerungsteil, einer bestimmten Gruppe von Hilfsbedürftigen, sehr viel geschehen könnte, wenn die erwähnten Voraussetzungen restlos erfüllt wären. Dazu müßten aber erstens alle Kreise der Judenschaft sich einheitlich zusammentun und zweitens eine Zwangsorganisation vorhanden sein, die die Mittel zu so großen Aktionen aufbringt. Denn täuschen wir uns nicht. Auch jene so leistungsfähigen sozialen Hilfsorganisationen sind nichts anderes als private Vereinigungen, die auf die jeweils einlaufende Spendenliste angewiesen sind. Es ist aber unmöglich ein brauchbarer Dauerzustand, immer mit dem Ausmaß der Hilfsleistung warten zu müssen, bis die Mittel zu ihrer Verwirklichung, ebenso zufällig wie unsicher, einlaufen. Namentlich die Errichtung neuzeitlicher Betriebe, wie die so schmerzlich entbehrten Kinderheime für verwahrloste, verlassene und verkrüppelte Kinder und die anderen verschiedenartigsten Einrichtungen der geschlossenen Armenpflege leiden unter der Unsicherheit des Spendenmarktes. In letzter Zeit wird sogar die Gefahr des vollständigen Versagens der privaten Wohltätigkeit immer drohender. Deshalb gebietet die Kenntnis von der ungeheuren Gefahr des Elends die sofortige Einführung einer Zwangsbesteuerung der Besitzenden für Wohlfahrtspflege als letztes Auskunftsmittel, insolange nicht die neue Gesellschaft die Herrschaft der unseligen Alten ablöst und die hundertprozentige Steuer der Enteignung zum Nutzen der arbeitenden Gesellschaft die Not im Keime erstickt. Erst wenn die sozialen Wohlfahrtseinrichtungen durch die Erfolge einer neuen Wirtschaftspolitik auf eine sichere Grundlage gestellt werden, zum größten Teil natürlich dadurch, daß sie sich in öffentliche Verwaltung begeben, werden sie jene lindernden Wirkungen für das grausamste Elend ausüben können, die man heute von ihnen vergeblich erwartet. In der kapitalistischen Welt allerdings bleiben auch diese nur ein Provisorium, denn es ist ein besonderes Merkmal dieser Gesellschaftsordnung, daß in ihr jeder Hilfsversuch, wie in einem bodenlosen Faß, spurlos verschwindet. Höchstens netzt er die Wände und darin erschöpft sich letzten Endes auch der Erfolg jeder sozialen Fürsorge, die in der Welt von heute zu arbeiten versucht.

Das jüdische Elend in Wien.

a) Von der Statistik des Elends.

> Volk. Man rechnete nie mit ihm, da es keine Rechte besaß; nun rechnet es sich selbst mit, und seine Zahlen zermalmen. Mackay.

Die bisherigen Ausführungen verfolgten nur den Zweck, die allgemeinen Zusammenhänge des jüdischen Elendsproblems zu entwickeln, die nach allen Seiten ins Grenzgebiet führenden Wege vom Schutt des Unverstandes bloßzulegen und eine gewisse Freiheit des Gesichtsfeldes — naturgemäß ist es die des Autors — zu schaffen. Sie sind eine Rechtsverwahrung des Autors, gleichsam die Separation seines Standpunktes. Der sachliche Inhalt des Gegenstandes blieb bisnun unerwähnt. In der nüchternen Sprache der Tatsachen soll im Folgenden ein kurzer Abriß der Mannigfaltigkeit des jüdischen Elends in Wien und der Ansätze zu seiner Bekämpfung versucht werden, wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß viele Angaben, namentlich die über das Wohnungselend, auf eigene Erhebungen beruhen, woran auch an seinem Platze noch erinnert werden wird. Wenn hier von Hilfe seitens der Gesellschaft gesprochen wird, so ist es nach dem Vorangegangenen klar, daß nur die provisorischen Hilfsmöglichkeiten der provisorischen Gesellschaft gemeint sein können.

Statistische Angaben sind wenig volkstümliche und daher zur Unwirksamkeit verurteilte Überzeugungsgründe. Unerläßlich sind sie nichtsdestoweniger. Denn sie stellen die einzige Methode der Erfassung und Beschreibung von Massenerscheinungen dar. Ohne Zahlenbelege müßte die wahrheitsgetreueste Schilderung des grausamsten Einzelfalles ohne jegliche Beweiskraft bleiben, weil die Möglichkeit bestünde, daß ein aus individuellen Gründen außergewöhnlicher Notfall mit Unrecht verallgemeinert wird. Die Aufklärung über die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände kann aber erst dann auf Erfolg hoffen, wenn ihr der Nachweis der allgemeinen Verbreitung der rügenswerten Schäden der Gesellschaft gelingt, wenn sie imstande ist, deutlich zu zeigen, daß die in den Einzelschilderungen hervorgehobenen Fälle von Verelendung den Durchschnitt eines sozialen Leidens, also eine Massenerkrankung, darstellen. Die Ausbreitung eines sozialen Gebrechens und der Umfang des in der

Einzelschilderung niedergelegten Inhaltes des Elendsbegriffes ist nur auf dem Wege einer zahlenmäßigen Darstellung denkbar.

Nun ist aber kaum eine statistische Erhebung schwieriger, als die über die Ausbreitung der Not. Die amtlichen Erhebungen, die hie und da zu bestimmten Zwecken gepflogen werden, sind natürlich ebenso unvollständig und leiden unter dem gleichen Stichproben-charakter wie die privaten. Und wenn sie auch vollständig wären! »Die dunkelsten Schattenexistenzen — schreibt Viktor Noack — werden von einer amtlichen Enquete nicht erfaßt. Deswegen sind gerade die Zahlen der Statistik, die das bitterste Elend quasi in nuce in sich tragen, nicht als vollkommene Angaben zu bewerten.« Vollständig sind nur jene Durchzählungen, wie sie etwa anläßlich von Volkszählungen gemacht werden. Die Materialien dieser Art enthalten nun fast nichts von dem, was die zu bestimmten Zwecken unternommenen Erhebungen erfassen wollen, weil bei der Anlegung des Fragebogens gerade jene Einzelheiten nicht berücksichtigt werden können, die bei den Sondererhebungen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen. Überdies sind die Ergebnisse der letzten Volkszählung natürlich längst veraltet. Die sozialpolitischen Erhebungen privater oder amtlicher Natur nehmen in der Regel einen bestimmten Ausschnitt aus den in Betracht kommenden Massenerscheinungen, das Wohnungselend oder das Kinderelend oder eine noch speziellere Frage wie etwa die Tuberkulosesterblichkeit der Kinder und dergleichen zum Gegenstand ihres Beginnens. Die Schwierigkeiten wechseln mit dem gewählten Gebiet, sind aber stets sehr groß.

Diese Schwierigkeiten werden bei einem Versuch, das jüdische Elend gesondert zu erheben, wenn möglich, noch größer. Die Abgrenzungen gestalten sich sehr schwierig, weil in der Regel eine räumliche Einheit fehlt, ebenso die genaue Bestimmung des Gegenstandes nicht leicht ist. Erwähnt muß schließlich die technische Schwierigkeit der Durchführung werden, die dadurch wächst, daß die jüdische Bevölkerung gegenüber allen unbekannten Belästigungen noch um einen Grad mißtrauischer ist, als die nichtjüdische.

Es muß festgestellt werden, daß überdies in Wien die Voraussetzungen zu solchen Arbeiten fast vollkommen fehlen. Es wird fast keinerlei Statistik über die Verhältnisse der Wiener Juden geführt, ja es besteht auch nicht einmal die Möglichkeit, den jeweiligen Stand der jüdischen Bevölkerung zu ermitteln und es muß daher bei Festlegung irgend einer Anzahl der jüdischen Haushaltungen zu dem bedenklichen Mittel ungenauer Schätzungen gegriffen werden. Die Israelitische Kultusgemeinde in Wien hat bisnun kein statistisches Amt und es ändert an dieser traurigen Tatsache nicht viel, wenn wir vernehmen, daß die Errichtung eines solchen erwogen wird. Das statistische Amt der Kultusgemeinde war das Steueramt, das heißt die Kultusgemeinde hat das ihr von den öffentlichen Behörden zur Verfügung gestellte Material, sowohl die Volkszählungsblätter der

Statistischen Zentralkommission als auch die vom Meldungsamt fortlaufend überstellten polizeilichen Anmeldungen nur zu Steuerzwecken verwendet. Sie hat die zur Besteuerung geeigneten Personen und Daten herausgesucht und alles andere ad acta gelegt. Aber auch die Wohlfahrtsämter der Wiener Gemeinde führen keine Statistik über die von ihnen behandelten Fälle.

So führt z. B. das Wohltätigkeitsamt der Israelitischen Kultusgemeinde überhaupt keine Frequenzstatistik. Es weiß nicht, wie viel Fälle ihm jährlich unterlaufen, es weiß auch nichts über die Gliederung der zu Hilfsmaßnahmen aufgewandten Gelder zu erzählen. Der Tätigkeitsbericht des Gemeindevorstandes ist schon seit dem Jahre 1910/11 nicht erschienen und so sind wir auch nicht einmal über die Höhe der verausgabten Gelder unterrichtet. Auch die Zentralstelle für jüdisches Armenwesen hat außer einem großen Kataster nicht viel zu bieten. Es ist bemerkenswert, daß in dem Hause in der Seitenstettengasse überflüssigerweise nicht weniger als vier große Armenkataster geführt werden, die alle weit über 20.000 Blätter zählen. Überflüssigerweise deshalb, weil die Kundschaften die gleichen sind und es nicht schwierig wäre, die in vier Bureaus dezentralisierte Armenfürsorge aus einem Zentralkataster zu versorgen. Vielleicht wäre dadurch Zeit und Raum gewonnen zu einer, wenn auch noch so bescheidenen, aber immerhin aufschlußreichen Statistik der jüdischen Armenfürsorge. Angeblich sollen eben über die Errichtung eines statistischen Bureaus der Kultusgemeinde Vorberatungen gepflogen werden. Möglicherweise wird die geplante Zentralisierung der privaten jüdischen Wohlfahrtspflege in Wien zu Zweckverbänden auch auf die unglaubliche und unnötige Dezentralisation der öffentlichen Einrichtungen beispielgebend wirken.

Unter den vorliegenden Umständen fehlen natürlich alle Voraussetzungen zu einer gründlichen Erhebung über das jüdische Armenwesen in Wien oder gar zur Vollständigkeit einer Wohlhabenheitsstatistik.

Das Soziale Organisationsamt des Jüdischen Nationalrates veranstaltete eine Erhebung über die Lebensverhältnisse der ärmeren Juden Wiens. Es blieb ihm hierbei nichts übrig als

1. Einzelstudien zu machen und
2. Stichproben nach verschiedenen Richtungen hin zu versuchen.

Die Einzelstudien sind nun in der Tat geeignet, ein anschauliches Bild von der drückenden Gewalt des einzelnen Leidens zu bieten. Denn eindringlicher als statistische Tafeln und theoretische Untersuchungen sprechen einzelne Lebensschicksale. Die scharfen Konturen eines lebendig geschauten Bildes dringen in das Bewußtsein und bewirken, wenn auch spät, so doch sicher, Handlungen, die unmittelbar aus dem gewonnenen Eindruck hervorwachsen. Die Stichproben hingegen sollen die bedauerlicherweise fehlende Vollstatistik über den Umfang des Elends notdürftig ersetzen. Eine dieser Stichproben,

die Erhebung über das jüdische Wohnungselend in Wien, liegt vor. Die anderen sollen folgen.

Um eine Skizze über die Zusammensetzung der auf 50.000 Haushaltungen zu schätzenden jüdischen Bevölkerung Wiens zu versuchen, seien erwähnt: Es gab vor dem Kriege rund 29.000 Steuerträger der Kultusgemeinde. Heute sind es gegen 28.000. Die Zahl der über 200 K jährlich Kultussteuer Zahlenden beläuft sich auf 4000 bis 5000.

Eine beredte Sprache spricht die nachfolgende Tabelle der jüdischen Leichenbegängnisse seit 1913, für deren freundliche Überlassung dem Friedhofamt gedankt sei.

Leichenbegängnisse in den Jahren 1913 bis einschließlich 1918.

	I. Kl.	II. Kl.	III. Kl.	IV. Kl	Gratis	Gesamtzahl der Leichenbegängnisse	Der Anteil der Gratis- u. IV. Klasseleichenbegängnisse an der Gesamtzahl in %
1913	27	100	306	748	1320	2501	83
1914	34	103	330	764	1478	2709	83
1915	36	131	356	919	1950	3392	84
1916	41	134	390	1121	1715	3401	83
1917	52	156	451	1392	2069	4120	84
1918	46	162	470	1356	2001	4035	83

Man ersieht aus dieser Tabelle, daß die ungemein große Zahl der untersten zwei Gruppen stets konstant bleibt, und daß sich der Anteil an der Gesamtzahl mit dem Anteil der kleinen und kleinsten Wohnungen an der Gesamtzahl der Wohnungen überhaupt (welcher 82·5% beträgt) deckt. Die Inhaber der kleinen und kleinsten Wohnungen sind natürlich auch die Anwärter für die billigst oder gar nicht berechneten Leichenbegängnisse. Es erscheint also aus diesem Parallelismus der Schluß berechtigt, daß innerhalb der Judenschaft die gleiche soziale Schichtung herrscht, wie in der Gesamtbevölkerung. Was aber leidenschaftlich geleugnet wird.

b) Jüdisches Wohnungselend.

Gut gewohnt ist halb gelebt.

Eine weitläufige Auseinandersetzung über die Bedeutung des guten Wohnens für Gesundheit, Sittlichkeit und Tüchtigkeit einer Bevölkerung und ebenso über den Einfluß des Wohnungselends auf Krankheit, Verbrechen und Laster wäre heute mehr als überflüssig. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man in Zeiten, da die Dringlichkeit der Wohnungsfrage den weitesten Kreisen zur Erfahrungstatsache geworden ist, Beweise und Belege für ihr Vorhandensein erbringen. Es weiß heute jeder — und jede neugegründete Regierung betont Abhilfe als eine ihrer ersten Aufgaben — daß die Wohnungszustände, unter denen wir leben, unerträglich geworden sind und einer dringenden Erneuerung bedürfen. »Die Wohnung als Grundlage des Familienlebens und der Erziehung hat den allergrößten Einfluß auf die gesundheitlichen und sittlichen Zustände der Insassen. Gesunde Wohnverhältnisse unterstützen das Familienleben, ungesunde zerstören es und bringen auch sonst große Gefahren für Männer, Frauen und Jugend. Alle Bemühungen zur gesundheitlichen Hebung des Volkes, besonders auch der Kampf gegen die Tuberkulose und andere Volksseuchen sind vergeblich, wenn die Masse des Volkes keine einwandfreien Wohnstätten hat. Ebenso sind alle Bemühungen zur wirtschaftlichen und kulturellen Hebung eines Volkes vergeblich, wenn die Wohnung einen zu großen Teil vom Einkommen verschlingt, das Wohnbedürfnis daher kulturwidrig herabgemindert wird und gleichzeitig auch die Ernährung verkümmert. Die Umgestaltung unserer städtischen und industriellen Wohnweise nach ländlichem Vorbild, also durch genügende Versorgung mit Raum, Licht und Luft, durch Wiederherstellung des Zusammenhanges mit der Natur, muß das Ziel sein, nicht bloß in den Großstädten, sondern auch vielfach in Mittelstädten und Kleinstädten wie auf dem Lande.« Und Albert Kohn schreibt:* »Die Wohnungsfrage ist nicht nur eine wirtschaftliche, sondern eine eminent politische Frage. Für den geistigen und wirtschaftlichen Aufstieg des Arbeiters in der bürgerlichen Gesellschaft ist der Kernpunkt die Wohnungsfrage.«

Die mittelständischen und bessergestellten Bevölkerungsgruppen leiden allerdings nur unter einer Krankheitserscheinung der Wohnungsfrage: unter der Wohnungsnot, die infolge des fast gänzlichen Ausfalles der Wohnbautätigkeit während der fünf Kriegsjahre — es wurden beispielsweise in den drei Sommermonaten 1918 (Juli bis September) in Wien zwei neue Wohnhäuser gebaut — zu einer katastrophalen Situation geführt hat. Gibt es doch sogar

* Unsere Wohnungsuntersuchungen im Jahre 1917. Verlag der Allgemeinen Ortskrankenkasse der Stadt Berlin.

in der Provinz bereits zahllose Organisationen von *Wohnungslosen*. Und wer Zeitungsmeldungen über die Wohnungsfrage sammelt, findet täglich die erschütterndsten Nachrichten aus allen Gegenden des In- und Auslandes. Dabei ist die Wohnungsnot nicht einmal eine Erfindung unserer gottgesegneten Zeit. 130 vor Christus schreibt Tiberius Gracchus über das Proletariat Roms: »Die wilden Tiere Italiens haben ihre Höhlen und ihre Lager, auf denen sie ruhen, die Männer aber, die für Italiens Herrschaft kämpfen und sterben, besitzen nichts als Luft und Licht, weil man ihnen diese nicht rauben kann. Ohne Hütte und Obdach irren sie mit Weib und Kind umher.«* Glaubt man nicht ein Kulturbild aus dem zusammengebrochenen Mitteleuropa der Jetztzeit vor sich zu sehen? Der Krieg hat alte Wunden aufgebrochen, Urväters Sünden gerächt. Was am Kapitalismus faul war — auch die Alten litten unter *ihrem* Kapitalismus — wird zur siebenfachen Plage der Zeitgenossen des Krieges: Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Teuerung und Verelendung.

Es wiederholt sich nun nach dem Kriege, was Damaschke über die Zustände erzählt, die nach 1870/71 in Berlin geherrscht haben: »Der Begriff Vaterland, für den die Krieger in den Tod gingen, wandelte sich nach dem Kriege um in Mietssteigerung, Wohnungsnot und Bodenwucher. Die Einzelheiten aus jener Zeit sind furchtbar. Das städtische Arbeitshaus und die Asyle waren überfüllt, selbst von solchen Familien, die sich durch ihr Mobilar als ordentliche Leute und pünktliche Mietszahler auswiesen.«

In Wien waren Ende Juli 1919 unter 100.000 Wohnungen 23 leerstehend, statt **3000**, wie in normalen Zeiten. Diese 23 leerstehenden Wohnungen sind naturgemäß unbenützbar, denn sie sind der ausgesiebte Rest von Kellerklosettlöchern, die überhaupt zu keiner menschlichen Benützung verwendbar sind. Nach den Berechnungen von *Feig* beträgt der Gesamtausfall an Wohnungen in den vier Jahren 1914 bis 1917 in Deutschland gegenüber einem jährlichen Mehrbedarf von 250.000 neuen Wohnungen 775.000 Wohnungen, das heißt *es fehlte Ende 1917 im ganzen Reiche für 3½ Millionen Menschen die Wohngelegenheit*. Es wirkt geradezu drollig, wenn bei so gigantischen Katastrophen von beteiligter Seite krampfhafte Anstrengungen gemacht werden, Zwergerscheinungen, wie den Flüchtlingsbelag als Ursache vorzutäuschen.

Die andere, nicht minder schmerzhafte Wunde der Wohnungskrankheit, das Wohnungs*elend*, kennen die Begüterten nicht. Was sie vom Hörensagen davon vernommen haben, reicht nicht einmal aus, die nebelhafteste Vorstellung zu stützen. Gar eine Darstellung des jüdischen Wohnungselendes in Wien ist noch nie versucht worden. Kein Wunder! Wachsen doch die Schwierigkeiten einer solchen

* Nach Kautsky: Ursprung des Christentums.

Erhebungsarbeit je mehr man sie auf eine spezielle Fragestellung einschränkt.

Das Soziale Organisationsamt des jüdischen Nationalrates hat den Versuch unternommen, eine Erhebung über die Zustände der jüdischen Kleinwohnungen anzustellen. Liegt doch vielfach die Meinung vor, daß die Juden weit über ihre Verhältnisse wohnen. Es hat sich bei dieser Untersuchung, die natürlich nur einen Stichprobencharakter haben kann, ergeben, daß der Schein der Berechtigung des behaupteten Besserwohnens der Juden allerdings gegeben ist, daß er aber nichtsdestoweniger nur ein Schein ist, wie sich bei der Darstellung der vorgefundenen Ergebnisse zeigen wird.

Es war von vornherein klar, daß sich die Erhebung örtlich hauptsächlich auf den II. und XX. Bezirk erstrecken muß, weil die Juden hier am geschlossensten zusammenleben. Nach der Volkszählung von 1910 wohnten **70.923** Juden von 175.318 überhaupt, in diesen zwei Bezirken. Die Erhebung wurde in folgender Weise ausgeführt: Es wurde ein Zählblatt zu diesem Zwecke angefertigt. Den Mitarbeitern wurde in allen Einzelheiten die Ausfüllung und die Begriffsabgrenzung erklärt. Zum Teile wurde das Anschriftenmaterial verschiedener Vereine benützt, zum Teile wurden in mühseliger Arbeit, von Haus zu Haus gehend, jüdische Kleinwohnungen wahllos aufgesucht. Man macht hiebei die Entdeckung, daß die Juden auch in diesen Bezirken nur in bestimmten Häusern beisammen wohnen, zwischen denen die ganz judenreinen Wohnhäuser die Gesinnungsfestigkeit ihrer Besitzer bezeugen. Von den anderen Bezirken wurden nur wenige Erhebungen verwendet. Lagen besonders arge Zustände vor, so wurde die Wohnung bei einem zweiten Besuch photographiert, so daß überdies auch eine recht große Zahl von Lichtbildern gesammelt werden konnte.

Bei der Aufarbeitung des Materials konnte natürlich nur das mit objektiver Richtigkeit Gegebene verwendet werden. Viele Erhebungsblätter mußten ganz ausgeschieden werden, bei vielen war eine Nacherhebung notwendig. Auf die Darstellung der im Zählblatt vorgesehenen Lebensführungsdaten mußte verzichtet werden, weil für ihre Genauigkeit nicht gebürgt werden konnte. Der Begriff der Kleinwohnung wurde, wie bei der Wohnungserhebung des »Abend«* nach oben mit der Wohnungskategorie 2 Zimmer, Küche, Vorzimmer, abgegrenzt.

Es wurden insgesamt aufgesucht:

im II. Bezirk	135	Wohnungen
„ XX. „	53	»
in den anderen Bezirken	34	»
zusammen	222	Wohnungen

* Wiener Wohnungselend von Bruno Frei, Flugschriften des »Abend«, Nr. 3.

Da wir auch über die Wohnungsverhältnisse der vielverschrieenen Flüchtlinge unterrichtet sein wollten, wurden auch eine größere Anzahl von Flüchtlingswohnungen aufgesucht. Und zwar die Wohnungen von 44 seit Kriegsbeginn in Wien befindlichen Flüchtlingen, 8 seit Anfang 1918 in Wien weilenden Flüchtlingen aus Palästina und eine Wohnung der jüngst nach Wien geflüchteten Pogromopfer, zusammen also 53 Flüchtlingswohnungen.

Gliedern wir vor allem die 222 Wohnungen nach der Wohnungsart, so finden wir

Wohnungsart	Zahl
1 Kabinett	3
1 Kabinett, 1 Küche	8
1 Zimmer	8
1 Zimmer, 1 Küche	75
1 Zimmer, 1 Vorzimmer, 1 Küche	3
1 Zimmer, 1 Kabinett, 1 Küche	91
1 Zimmer, 1 Kabinett, 1 Küche, 1 Vorzimmer	8
1 Zimmer, 2 Kabinette, 1 Küche	3
2 Zimmer, 1 Küche	17
2 Zimmer, 1 Vorzimmer, 1 Küche	6
zusammen	222

Man sieht, die größte Zahl der Fälle gehört der Wohnungsform Zimmer, Kabinett und Küche an, während die vom Wohnungsamte der Stadt Wien herausgegebenen Ergebnisse der Wohnungszählung in Wien vom Jahre 1917 ein Überwiegen der Zimmer-Küchen-Wohnung als die verbreitetste Wohnungsform dartun. Billigt man einer privaten Einzelunternehmung, wie der vorliegenden, die nur eine repräsentative Darstellung ermöglicht, irgend einen Wert zu — und nach den Äußerungen der in diesen Fragen maßgebenden Fachleuten spricht alles für eine positive Bewertung solcher Erhebungsergebnisse — so wird schon hier der bereits angekündigte Schein des besseren Wohnens der Juden sichtbar. Im Gegensatz zu der Wohnweise der Gesamtbevölkerung übersteigt der Anteil einer besseren Wohnungsgattung innerhalb der jüdischen Kleinwohnungen die Zahl der ein-, zweiräumigen Wohnungen. Wir werden Gelegenheit haben zu sehen, daß dieser Vorzug demnach nur scheinbar ist.

Eine der wesentlichsten Punkte, die klarzulegen sind, ist die Bewohnung der Wohnungen, der Belag. Es ist klar, daß eine große Wohnung mit einer Zahl von Schläfern nicht überfüllt gilt, die in einer kleinen Wohnung eine arge Raumüberfüllung verursacht. Die nachstehende Tafel I. veranschaulicht die Verteilung der Wohnungsarten nach der Zahl ihrer Bewohner. Ärgstes Wohnungselend verkörpern die Zahlen, die das Vorhandensein von acht Personen in einer Wohnung von Kabinett und Küche anzeigen oder die drei Fälle

von über 14 Personen in einer Wohnung von Zimmer, Kabinett, Küche, darunter zwei mit 18 Personen. Natürlich waren dies Wohnungen der vielgeschmähten Flüchtlinge.

Tafel I. Verteilung der Wohnungsarten nach der Zahl ihrer Bewohner.

Wohnung mit Personen	1 Kabinett	1 Kabinett 1 Küche	1 Zimmer	1 Zimmer 1 Küche	1 Zimmer 1 Vorzimm. 1 Küche	1 Zimmer 1 Kabinett 1 Küche	1 Zimmer 1 Kabinett 1 Vorzimm. 1 Küche	1 Zimmer 2 Kabinette 1 Küche	2 Zimmer 1 Küche	2 Zimmer 1 Vorzimm. 1 Küche	Summe absol.	Summe Prozent
1	1		1	1		1					4	1·9
2		2		6					1		9	4·1
3	2		1	14	1	3	2				23	10.3
4		4	2	10		6			1		23	10·3
5			2	14		18			2	1	37	16·7
6		1		4	1	16	2	1	1	1	27	12·2
7				12	1	15	1		4	1	34	15·2
8		1		9		14		1	3		28	12.5
9			2	3		7	3	1	1		17	7·6
10				1		2				1	4	1·9
11				1		2			3	1	7	3·2
12						2				1	3	1·4
13						1					1	0·4
14						1					1	0·4
üb. 14						3			1		4	1·9
Summe	3	8	8	75	3	91	8	3	17	6	222	100

In den 222 Wohnungen wurden 1416 Personen angetroffen. Vielfach sind vorübergehend weniger Personen anwesend, weil ein Familienmitglied in Gefangenschaft ist oder eines sich im Spital befindet. Gäste gibt es jetzt keine, also sind die gezählten Personen eher zu gering angenommen, da die vorübergehend Anwesenden

nicht mitgezählt wurden. Ganz roh wäre das ein durchschnittlicher Belag von 6·4 Personen für die Wohnung. Ein Durchschnitt der natürlich nichts besagt. Zum Vergleich sei erwähnt, daß der Durchschnittsbelag einer Wohnung bei den Resultaten aus der Erhebung des »Abend«, die über den II. und XX. Bezirk vorliegen (s. S. 43) sechs Personen betrug, während die durchschnittliche Besetzung einer Wohnung der 119 Arbeiterfamilien, deren Wirtschaftsrechnungen das Arbeitsstatistische Amt veröffentlicht hat* 5·25 betrug. Natürlich wurden alle Wohnungen mit quartierähnlichem Charakter ausgeschieden. Es kommen also bei diesen und den folgenden Berechnungen ausschließlich normal bewohnte Wohnungen in Betracht.

Vergleichen wir die Zahl der Wohnräume mit der Zahl der Bewohner, so finden wir einen durchschnittlichen Belag von 2·5 Personen für den Raum. Ein Durchschnitt, der noch immer sehr ungenau ist, weil nach ihm eine Wohnung mit Kabinett und Küche und eine mit Zimmer und Küche durchschnittlich gleichviel Bewohner hätten, ebenso eine Wohnung mit zwei Zimmer und Küche und eine mit Zimmer, Kabinett und Küche oder eine mit Zimmer, Kabinett, Küche und Vorzimmer und eine mit zwei Zimmer, Vorzimmer und Küche. Obwohl doch die genannten Wohnungsgruppen in ihrer Größe und in ihrer Preislage sehr verschieden sind.

Einen genauen Maßstab der Überfüllung finden wir allerdings erst bei einer Ausmessung aller Räume und bei dem hierdurch ermöglichten Vergleich der Bewohnerzahl mit der Wohnfläche. Eine so genaue Bestimmung der Zählgegenstände war aber bei der vorliegenden Erhebung nicht möglich.

Eine bedeutende Annäherung an die Genauigkeit der Messungsergebnisse finden wir allerdings bei der Beziehung der einzelnen Wohnungsgattungen auf gewisse Raumeinheiten. Nehmen wir z. B. die Durchschnittsgröße eines zweifenstrigen Zimmers zur Raumeinheit. Es ergibt sich sofort, daß das in Wien verbreitete einfenstrige Kabinett, wohl ein Wohnraum für sich, der Größe nach dennoch nur eine halbe Raumeinheit darstellt. Die Vorzimmer und Küchen zählen wir natürlich nicht mit, weil deren Benützung als Schlafräume ihrer eigentlichen Bestimmung widerspricht, also nicht zur Regel genommen werden kann. Bei der Aufstellung der Wohnungen nach den vorhandenen Wohnraumeinheiten ergibt sich folgendes Bild:

Raumeinheiten:	Zahl der Fälle:
0·5	11
1	86
1·5	99
2	26

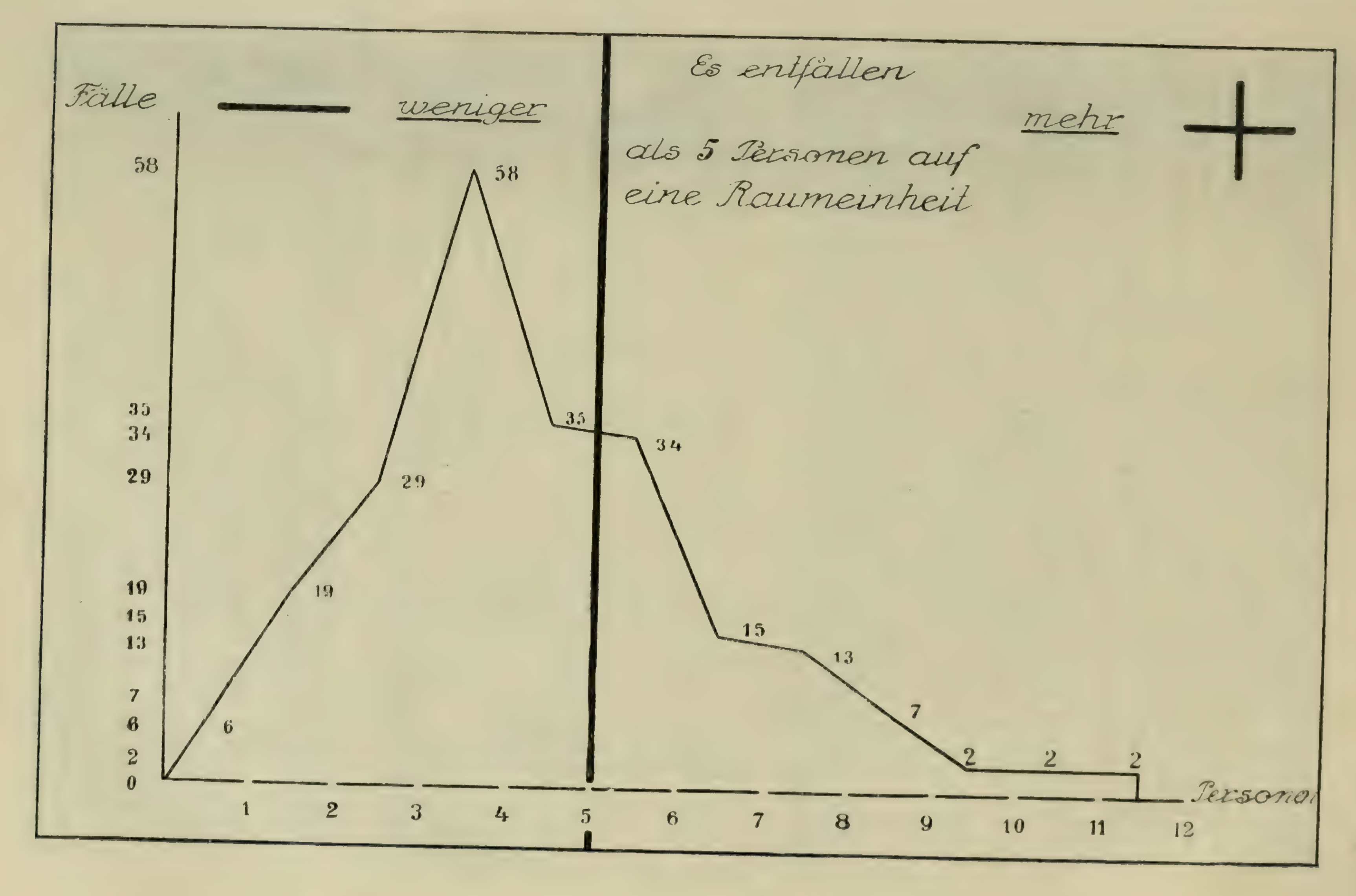
* Wirtschaftsrechnungen und Lebensverhältnisse von Wiener Arbeiterfamilien in den Jahren 1912—1914. Wien 1916.

Im Durchschnitt hatte eine Wohnung nur 0·9 also keine ganze Wohnraumeinheit. Der durchschnittliche Belag einer Raumeinheit ist danach 7·4 Personen, das heißt nun, daß eine Zimmer-Kabinett-Küchenwohnung durchschnittlich von 10·1 Personen bewohnt wird, eine zwei Zimmer-Küche-Vorzimmerwohnung von 14·8 Personen. Natürlich fanden wir, daß gerade die größeren Wohnungen hinsichtlich des Belages besser gestellt waren, als die kleineren. Deshalb kann auch dieser Durchschnitt kein brauchbares Bild der Wirklichkeit bieten.

Wohl aber ist aus der nachfolgenden Zusammenstellung ersichtlich, daß die Überfüllung der untersuchten Wohnungen in der Wirklichkeit eine fürchterliche ist.

Es kommen auf *eine* Raumeinheit	Fälle	In Prozentualler
bis einschließlich 1 Person . . .	6	2·8
über 1 » » 2 Personen . . .	19	8·4
» 2 » » 3 » . . .	29	13·1
» 3 » » 4 » . . .	58	26·1
» 4 » » 5 » . . .	35	15·8
» 5 » » 6 » . . .	34	15·4
» 6 » » 7 » . . .	15	6·8
» 7 » » 8 » . . .	13	5·8
» 8 » » 9 » . . .	7	3·1
» 9 » » 10 » . . .	2	0·9
» 10 » » 11 » . . .	2	0·9
» 11 » » 12 » . . .	2	0·9

Das umstehende Liniendiagramm veranschaulicht die Kurve der auf eine Wohnraumeinheit entfallenden Kopfzahlen. Die senkrechte Linie teilt die über fünf Personen auf die Raumeinheit aufweisenden Fälle von den dünner belegten Wohnungen. Es zeigt sich, daß *über ein Drittel aller untersuchten Wohnungen so dicht bewohnt war, daß mehr als fünf Personen auf einen Wohnraum kamen.* Böser noch als die fürchterlichen Zustände, die die letzten Kolonnen ausdrücken, ist das häufige Vorkommen des fünf- bis sechsköpfigen Belages für die Wohnraumeinheit, was zum Beispiel für eine Zimmer-Kabinett-Küchenwohnung 7·5 bis 9 Personen bedeutet. Demgegenüber sei das sächsische allgemeine Baugesetz hervorgehoben, das eine »Anleitung zum Erlaß baurechtlicher Ortsgesetze« besitzt, welche folgende Bestimmungen enthält: »Eine Familienwohnung soll in der Regel wenigstens aus einem gut heizbaren Wohnraum, einem Schlafraum und einer Küche und Nebenräumen bestehen . . . als überfüllt ist eine Wohnung anzusehen, wenn sie nicht für jede erwachsene Person wenigstens 20 m^3 und für jedes Kind wenigstens 10 m^3 Luftraum bietet.« Wahrlich, das Papier ist geduldig! Ebenso bestimmt die badische Landesbauordnung



Fälle
—
weniger
Es entfallen
als 5 Personen auf
eine Raumeinheit
mehr
+
58
35
34
29
19
15
13
7
6
2
0
58
35
34
29
19
15
13
7
6
2
2
2
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
Personen

folgende Mindestanforderungen: »Jede Wohnung soll so benützt werden, daß mindestens jedes Ehepaar für sich und seine noch nicht 12jährigen Kinder einen besonderen Schlafraum besitzt und daß für die übrigen, über 12 Jahre alten Personen nach dem Geschlecht getrennte Schlafräume vorhanden sind. Küchen sollen nicht als Schlafräume benützt werden.« Gesetze mit »Soll«-vorschriften beweisen aber nur den fehlenden Willen zur Zwangsdurchführung. Heißt es auch man *soll* einrücken *oder heißt es* man *muß* einrücken?

Eine der Hauptursachen der Überfüllung unserer Wohnungen war die Weitervermietung, die unglaublich verbreitet ist. Sicherlich eine Folge einerseits der Wohnungsnot, die die geschäftsmäßige Weitervermietung als einen ergiebigen Nebenverdienst erscheinen läßt, anderseits die Notlage vieler Familien, die unter keinen Umständen auf diesen Verdienst verzichten können, um beim Zinstermin die Mittel zur verhältnismäßig schwer empfundenen Mehrleistung leichter bei der Hand zu haben, was bei Leuten, die von der Hand in den Mund leben, sehr wichtig ist. Schließlich leben die Flüchtlinge zu einem sehr großen Teile zu mehreren Familien in unbeschreiblicher Enge zusammen.

Nun offenbart sich aber auch die Ursache des scheinbaren Besserwohnens der Juden. Sie haben wohl mehr von den größeren Wohnungsarten inne, aber sie vermieten sie in ungleich stärkerem Ausmaße weiter, als dies sonst geschieht. Dies beweist erstens, daß man von dem Umstand der größeren Wohnung allein, nicht unbedingt auf das bessere Wohnen der Juden in diesen Bevölkerungsgruppen schließen darf. Zweitens, daß sich die Juden der Wohlhabenheitsgruppe, die Kleinwohnungen zu beziehen pflegt, in einer wirtschaftlichen Lage befinden, die ihnen das Weitervermieten nötig macht und endlich, daß die Tatsache der verhältnismäßig wenigen Delogierungen jüdischer Familien (obwohl diese auch nicht allzu selten sind) darauf zurückzuführen ist, daß der ärmere Jude mit seinen unglaublich eingeschränkten Lebensbedürfnissen eher noch fremde Leute in die enge Behausung nimmt, bevor er der Gefahr, den Zins nicht zahlen zu können, ungerüstet entgegengeht. Das kluge Vorbauen ist die Stärke des Juden.

Von den 222 Wohnungen waren

38	mit Bettgeher	das ist 17	Prozent aller
48	» Aftermieter	» » 21·6	» »
2	» Bettgeher und Aftermieter	» » 0·9	» »
88	. . . .	das sind 39·5	Prozent aller.

Sieht man die Wohnungen an, in denen diese familienfremden Menschen gehalten werden, so findet man:

	Fälle	
	Bettgeher	Aftermieter
In einer einräumigen Wohnung werden familienfremde Personen gehalten (wobei alle Räume mitgezählt sind, auch Küche und Vorzimmer):	1	—
in einer zweiräumigen Wohnung	10	3
» » drei » Wohnung	23	35
» » vier » Wohnung	4	10

	Fälle	
	Bettgeher	Aftermieter
Die Weitervermietung erfolgte an 1 Person . .	4	16
» » » » 2 Personen .	10	23
» » » » 3 » .	11	5
» » » » 4 » .	3	1
» » » » 5 » .	2	—
Die Weitervermietung erfolgte an mehr als 5 Personen	8	3

Davon ein Fall mit einer einräumigen Wohnung mit 2 Bettgehern. (Erhebungs-Nr. 101.)

Die Fälle, in denen Bettgeher und Aftermieter angetroffen wurden, betrafen

1 Bettgeher und 2 Aftermieter in einer dreiräumigen Wohnung (Nr. 64) und

3 Bettgeher und 2 Aftermieter in einer vierräumigen Wohnung (Nr. 240).

In 30 Fällen waren die Bettgeher in Wohnungen, in denen auch Kinder wohnten. Darunter drei Fälle mit je 6 Kindern, ein Fall mit 10 Kindern. (Nr. 87.)

In zwölf Fällen waren Hauptmieter und Untermieter Flüchtlinge.

Wir fanden 11 Familien, die Kostkinder hielten, von diesen hatten 5 Familien mehr als ein Kostkind.

»Zu den schwersten Schädigungen in den Kleinwohnungsverhältnissen gehört das Schlafgängerwesen. Die überwiegende Mehrzahl der Haushaltungen mit Schlafleuten entfällt auf die Kleinwohnungen von ein bis drei Räumen«. Was hier ein Gelehrter über das Wohnungswesen in Deutschland schreibt, fanden auch wir. Die Gesetze der Armut sind überall die gleichen.

Um ein Bild über die Ausbreitung dieser Zustände zu bieten sei erwähnt, daß es 1910 in Berlin 63.425 Haushaltungen mit Schlafleuten gab. Und zwar wurden gezählt:

52.035	männliche Personen	als Zimmerabmieter.
12.767	weibliche »	
367	Kinder unter 15 Jahren	
81.106	männliche Personen	als Schlafleute.
22.424	weibliche »	
551	Kinder unter 15 Jahren	

Unerhört arg ist auch der Mangel an Bettstellen. Es bestand schon in Vorkriegszeiten in Kleinwohnungen eine weitverbreitete Bettennot, so daß vielfach für Personen, deren Trennung nach Alter oder Geschlecht erforderlich wäre, kein eigenes Bett vorhanden ist. Eberstadt (Handbuch des Wohnungswesens) bemerkt hierzu: »Der Mißstand ist teilweise auf Armut, im großen Umfange aber lediglich auf Mangel an Raum für die Aufstellung der Betten zurückzuführen. Nach der Berliner Ortskrankenkasse für 1914 ergibt sich, daß in 6909 Fällen, das heißt 35·81 Prozent der Gesamtzahl, die Bettenverhältnisse ungenügend waren.« Infolge der ungeheuren Verelendung, die bei uns zu Lande seit Jahren um sich greift, ist es aber immer ärger und ärger geworden. Die noch vorhandenen Bettstellen gingen teils zu Grunde, weil ihre abgebrauchten Bestandteile in der umsichgreifenden Verwahrlosung nicht ausgebessert wurden, zum Teil wurden sie verkauft, versetzt, ja vielfach verheizt. Erst die Einlagsbretteln der Betten, dann sie selbst. Traurige Bilder zur Kohlennot.

Wir finden, daß von unseren Wohnungen auf e i n e durchschnittlich vier Schlafstellen fallen, wobei alles mitgezählt ist: Kinderwagen, Diwan, Strohsack. Der Durchschnittsbelag einer Wohnung beträgt aber 6·4 Personen. Vergleichen wir die Zahl der Schlafstellen mit der Zahl der Personen, so finden wir, daß durchschnittlich je drei Personen zwei Schlafstellen in ihrem Besitz hatten.

Es waren	45	Wohnungen	mit	genügend Schlafstellen
	148	»	»	weniger Schlafstellen als Bewohner
	9	»	»	mehr Schlafstellen als Bewohner

das heißt, daß 66·6 Prozent der Haushaltungen unter Mangel an Bettstellen litten. Es ist, wie wir wissen, seit 1914 in Berlin auch so arg geworden.

Unter den 148 Fällen waren z w e i o h n e j e d e B e t t s t e l l e. In einer Zimmer-Küchen-Wohnung (Erhebungsnummer 159) wohnte eine Familie aus zwei Köpfen bestehend und eine verwandte Familie, die als Pogromflüchtlinge aus Galizien nach Wien kamen, von neun Köpfen. Für alle elf Personen gab es ein Bett. Natürlich schliefen die meisten auf dem bloßen Fußboden. In einer Wohnung (Erhebungsnummer 2, siehe auch Seite 86 und Bild Nr. 18) fanden wir 17 Personen, davon sieben Familienfremde, auf insgesamt drei Betten.

In 52 Fällen, das ist 23·4 Prozent aller, wurde die Wohnung von den Erhebungsorganen als dunkel bezeichnet. Es ist also kein leeres Wortgeklingel, wenn man von den im Dunkeln hausenden Elendsgestalten spricht. Es ist Wirklichkeit.

In 41 Fällen wurde die Wohnung feucht befunden. Ein Volk erzieht man zur Gesundung nicht allein durch Sportfeste und Fußballmatches. Gesunde Lebensverhältnisse, gesunde Wohnungen sind das erste Erfordernis. Die Kinder der Armut wären nicht so abstoßend häßlich, schmutzig und kränklich anzusehen, wenn sie ein gesundes Heim hätten. Es ist auch fürs Leben nicht alleseins, ob man eine Kinderstube gehabt hat oder nicht.

In 48 Fällen wurde auch die Küche als Schlafstelle benützt. Was wollten die in die Enge der Elendswohnung Gepferchten tun, wenn sie nicht auf jede mögliche Weise Raum für ihre Leiber schafften? Die Hausgehilfinnenordnungen schreiben mit Recht für jeden Dienstboten einen absperrbaren Raum vor. Aber die Masse der Menschen kann nicht atmen wegen der Enge und der heimatlose Proletarier belegt allabendlich mit Strohsäcken den Küchenboden, um sich nach der Mühe des Tages hinzustrecken.

In 21 Fällen wurden diese Wohnungen auch zugleich als Arbeitsraum benützt. Schuster- und Schneiderwerkstätten und Werktische für Heimarbeit nützen auch bei Tag noch den Raum aus, der in der Nacht die Schläfer wenig liebevoll beherbergt. Wir kommen wieder auf die Zwei-Zimmer-Wohnung mit den 17 Bewohnern zu sprechen (Nr. 2), in der nicht allein die Küche als Schlafstelle benützt wird, sondern die auch tagsüber einer Schneiderin zur Werkstatt dient. Das äußere Bild einer solchen »Wohnung« müßten jene einmal in sich aufgenommen haben, die stets glauben das Elend zu kennen, es in Wirklichkeit aber nicht in die Nähe ihrer Bequemlichkeit kommen lassen wollen.

Es gibt aber auch »Komfort« in den Wohnungen der kleinen Welt, die eigentlich die große ist: in 17 der 222 Wohnungen war Gasbeleuchtung vorhanden und der Gipfel der Wohlhabenheit, das elektrische Licht, war in sechs Wohnungen erreicht. Darüber hinaus allerdings ging nichts.

Ehe mit diesem Abschnitt geschlossen wird, seien noch einige der erhobenen Wohnungen einzeln vorgeführt, um ihre Überfüllung deutlicher darzutun:

Nr. 78*. Die Wohnung palästinensischer Flüchtlinge, II. Schiffamtsgasse, bewohnt von 18 Personen. 5 Schlafstellen. Zimmer, Küche, Kabinett K 54·— monatlicher Zins, der nach der Kopfzahl der sechs verschiedenen Familien angehörenden Bewohner verteilt wird.

Nr. 87** gleichfalls dort. 14 Personen, Zimmer, Küche, Kabinett.

---

* Siehe auch Seite 67 und Bild Nr. 1.

** Siehe auch Seite 67 und Bild Nr. 4.

Nr. 184 gleichfalls Palästinenser, II. Taborstraße. Zimmer, Küche, Kabinett, 18 Personen auf 5 Betten, darunter eine große Bettlade, Zins K 66·— monatlich.

Nr. 109. Zimmer, Küche, II. Ennsgasse, Zins K 55·—. 5 Schlafstellen mit 16 Personen, darunter 9 Bettgeher, die zusammen K 108·— monatlich einbringen.

Nr. 76. Zimmer, Kabinett, Küche, II. Zirkusgasse, 12 Personen. In dem einen Zimmer mit vier Betten schläft unter anderem eine Frau mit zwei Kindern zu Bett und zahlt hierfür K 24·— monatlich. Das Kabinett mit einer elenden Bettstelle trägt K 36·— monatlich, der Zins aber nur K 40·—. Die in der Wohnung angetroffenen Kinder waren alle lungenkrank.

Die vorstehenden Beispiele sollen nur den Grad der Verwahrlosung einzelner Wohnungen, und zwar namentlich der kleinsten veranschaulichen. Sie ließen sich beliebig vermehren, denn das Elend braucht man nicht zu suchen. Wer nur die Augen nicht gewaltsam verschließt, muß es siebenmal täglich sehen.

Tafel II. Verteilung der Mietzinse nach Wohnungsarten.

Preise K monatl.	1 Kabinett	1 Kabinett 1 Küche	1 Zimmer	1 Zimmer 1 Küche	1 Zimmer 1 Vorzimmer 1 Küche	1 Zimmer 1 Kabinett 1 Küche	1 Zimmer 1 Kabinett 1 Vorzimmer 1 Küche	1 Zimmer 1 Kabinett 1 Küche	2 Zimmer 1 Küche	2 Zimmer 1 Vorzimmer 1 Küche	Summe
bis 20	3		1								4
üb. 20		2	3	18		2					25
» 30		3	3	41	2	12					61
» 40		1		12	1	26	3		4		47
» 50		1	1	3		36	3		6	1	51
» 60		1		1		12	2	2	5	2	25
» 70						3		1	1	1	6
» 80									1	2	3
	3	8	8	75	3	91	8	3	17	6	222

Nur noch ein Wort über die Preise. Die vorstehende Tafel II veranschaulicht ihre Verteilung nach den Wohnungsarten. Ein Umstand fällt einem hierbei besonders auf: die unglaubliche Höhe der Mietzinse, die beweisen, daß sich in den meisten Fällen die Hausherren trotz Mieterschutz zu helfen gewußt und die Unwissenheit des Mieters und seine Furcht vor dem Wohnherrn zu ausgiebigen Steigerungen ausgebeutet haben.

Wohnungselend ist dort am ärgsten, wo das Heimgefühl am geringsten ist: bei den Menschen, die nicht die Gewißheit haben auf sicherem Grund zu stehen. Wie bei uns die Flüchtlinge oder in anderen Gegenden und anderen Zeiten die nicht ansässigen Wanderarbeiter. So beschreibt ein deutscher Sozialpolitiker das Wohnungselend im rheinisch-westfälischen Industriebezirk*:

»Zu dem fast ausschließlich mit ausländischen Arbeitern bevölkerten Industrieorte B. am Rhein wurde die Hebamme in später Abendstunde zur Geburtshilfe gerufen. Der Schauplatz war eine aus zwei Zimmern bestehende Arbeiterwohnung, deren Schlafraum die Mutter (der Ehemann befand sich im Gefängnisse), eine erwachsene Tochter, die der Entbindung entgegensah, eine noch jüngere Tochter und zwei polnische Kostgänger gemeinschaftlich teilten. Bettstellen waren nicht vorhanden. Man lagerte gemeinsam auf Stroh. Die zu erwartende Entbindung war die Folge dieses Zusammenseins. Die Hebamme erscheint und sieht ein höchst widerliches, jeder Beschreibung spottendes Bild. Die Mutter liegt im Rausch, die Tochter in Geburtswehen, die beiden Kostgänger besoffen und mit einer Schnapsflasche bewaffnet, ihre unflätigen Bemerkungen machend, während die schluchzende jüngere Tochter die Größe dieses Jammers vervollständigt.«

Kann man sich wundern, daß in unmenschlichen Verhältnissen alle ehrenden und auszeichnenden Eigenschaften des Menschen verloren gehen?

Das Wohnungselend, das ja nicht allein die Juden, aber auch die Juden drückt, ist eine Folge der Häuserspekulation einerseits und der Wohnungsnot anderseits. Die Kleinwohnungshäuser, die zu Spekulationszwecken gebaut werden, sind aus dem billigsten Material hergestellt. Das Baugelände wird bis zum schäbigsten Rest ausgenützt und im fertigen Haus auch der zum Wohnen ungeeignetste Raum ausgebeutet. Die Wohnungsnot hingegen treibt die Masse der großstädtischen Bevölkerung immer mehr zusammen, da ihr jede Möglichkeit zur Ausdehnung fehlt. Beide Erzeuger des Wohnungselends aber, Häuserspekulation und Wohnungsnot, sind eine unmittelbare Folge des privaten Bodenbesitzes. Die Spekulation mit städtischem

* Nikolaus Joniak, Duisburg, Ruhrort: Das Arbeiterwohnungselend im rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Frankfurt a. M. 1908.

Bauland erzeugt die Wohnungsnot, die natürliche Enthaltung des Privatkapitals vom unergiebigen Kleinwohnungsbau erhält und vergrößert sie. Die Wohnungsfrage ist eine Bodenfrage und die Bodenfrage ist ein Problem der kapitalistischen Wirtschaft. An den Tatsachen, die hieraus folgen, werden sämtliche Wohnungsfürsorgemaßnahmen der Welt nichts ändern können. Denn, stellt man höhere Anforderungen an die Benutzbarkeit und Belagsfreiheit von Wohnungen, um mit solchen Maßregeln dem Wohnungs*elend* zu steuern, vergrößert sich gleichzeitig im gleichen Ausmaß die Wohnungsnot. Erweitert man hingegen die Benützungserlaubnis für bisher aus Gesundheits- oder sicherheitspolizeilichen Gründen verbotene Wohnungen um der Wohnungs*not* entgegenzutreten, wächst gleichzeitig im gleichen Ausmaß das Wohnungselend. Neue Häuser erstehen nur dann in der kapitalistischen Wirtschaft in ausreichendem Ausmaß, wenn die Gewähr für unbeschränkten Profit als Lohn für das investierte Kapital geboten wird. Das käme aber der Auslieferung der Bevölkerung an ihre ärgsten Blutsauger gleich.

Hier hilft nur *eines*: rasche und vollkommene Sozialisierung des städtischen Grundes. *Voller Wohnungssozialismus ist die einzig wirksame und einzig mögliche Wohnungsfürsorge.*

Kürzlich hat Noack* an die Spitze bemerkenswerter Ausführungen die Sätze gestellt: »Man kann mit einer Wohnung einen Menschen genau so gut töten, wie mit einer Axt«, Margarete Macmillan prägte das aufschreckende Wort. Werner Hegemann, einer der kühnsten und geistvollsten Köpfe auf dem Gebiete der Städtebau- und Wohnungsreform, sagt dazu: »Eine Axt ist eine zum Widerstande aufreizende oder eine plötzlich erlösende Waffe; eine schlechte Wohnung ist ein schleichendes, verruchtes Gift, das, bevor es seine Opfer langsam betäubt, Menschen zu Tieren und aus Tieren zu bleich vegetierenden, schädlichen Schattenpflanzen herabdrückt. Der Schrei der Empörung, der Warnungsschrei gegen dieses, den unseligen Brüdern gereichte Gift muß von den Lippen der Menschen kommen, die noch nicht infiziert sind«.

Diese Worte halte man sich vor Augen, wenn man auf Enteignung und Sozialisierung von Grund und Boden zu sprechen kommt. Vielleicht wird man sich dann der Zusammenhänge zwischen Sittlichkeit und Wirtschaftsgerechtigkeit bewußt. Zeit wäre es!

c) Vom Elend der Kinder.

> Habet acht auf die Kinder der Armen,
> denn von ihnen gehet die Lehre aus.

Im Anschluß an die Darstellung der Kleinwohnungszustände, wie sie sich bei einer Untersuchung jüdischer Proletarierwohnungen

* Mieterelend in Großberlin in »Kommunale Praxis«. 18. Jahrg., Nr. 13.

ergaben, mögen noch einige Teilfragen des großen Elendskomplexes flüchtig Erwähnung finden.

Kinderelend und Kriegsleid! Was an Schreckgeschichten aus dem Wust des Entsetzens auftaucht, verblaßt vor dem Leiden der Kinder.

Seit vier Jahren ist in der Welt die Freude tot und es herrscht nur das Grauen. Ein unendliches Klagegeschrei tönt durch alle Länder. Vier Jahre hindurch beteten die Herzen von Millionen Menschen in täglicher Angst, vier Jahre hindurch wütete in Europa millionenfacher organisierter Mord, vier Jahre hindurch waren lebende Menschen dazu verurteilt, bewußten Sinnes die tiefsten Kreise der Hölle zu durchschreiten, vier Jahre hindurch ertönte allnächtig ein millionenfach gesteigertes Angstgebet furchterschütterter Frauen, quälten sich die Hinterländer aller Fronten in bitterer Not und grausamem Hunger. Vier Jahre hindurch mußten Mütter zusehen, wie aus dem überlieferten Wohlstand unerhörter Notstand wurde.

In diesen vier Jahren haben wir uns bescheiden gelernt. Uns kann heute nichts erschrecken, nichts mehr verängstigen. Wir haben alles erlebt, gleichgültig sehen wir fragwürdige Menschenreste durch die Straßen wackeln, stumpfsinnig hören wir die ewig gleichen Klagen entwurzelter Familienernährer, denn Krankheit und Hunger, Not und Elend, Siechtum und Sterben sind uns viele Jahre hindurch gewohnte Weggenossen gewesen. Aus dem großen Gefüge von Jammer und Elend, das aus den Trümmern Europas den abgestumpften Überlebenden angrinst, ragt aber als gewaltige Anklage gegen alles, was geschehen ist, eines heraus — das Elend der Kinder. Wenn wir auch stumpf geworden sind, den Elendseindrücken der Erwachsenen gegenüber, der Erwachsenen, die schon halb Gestorbene sind, so will es unser gepeinigtes Bewußtsein nicht begreifen, daß Kinder, die vor dem Leben stehen, die seinen zwiespältigen Kampf noch nicht erlebt haben, in dem Elend, das uns umgibt, rettungslos versinken müssen. Und immer noch glauben wir, es könnte sich nirgends auf Gottes Erdboden Freude niederlassen, wenn irgendwo, und sei es in der verstecktesten Winkelgasse einer Provinzstadt ein Kind und sei es das unscheinbarste, leidet. Das Leiden der Kinder klagt an. Jeder Erwachsene, der es mitansieht, ist schuldig. Gegen ihn richtet sich die stumme Klage, in welcher das Leiden jedes Kindes den Chor gewaltig verstärkend einfällt.

Wenn die Erwachsenen in einer belagerten Festung hungern, so hungern die Kinder in weit größerem Ausmaß, denn sie brauchen mehr als die Deckung des im Lebensprozeß Verlorenen. Sie bauen ja erst ihren zukünftigen Organismus auf und wenn das Baumaterial hiezu fehlt, so gehen sie eben zugrunde. Ein zugrunde gegangenes Kind ist eine Leiche und eine Leiche ist nichts Schreckliches. Ein zugrunde gehendes Kind ist aber etwas Schreckliches, etwas so Schreckliches, daß es der, der es einmal gesehen, nie wieder aus seinem Bewußtsein löschen kann.

In Anbetracht der Tatsache, daß sich das namenlose Elend der Kinder auf das ganze Proletariat erstreckt — und was ist bei der Verschlingung des Mittelstandes durch die Kriegsverhältnisse nicht alles Proletariat geworden? — ist es naturgemäß nicht möglich eine vollständige, zahlenmäßige Darstellung der Verbreitung des Wiener Kinderelends zu bieten. Man müßte ja einfach von der geringfügigen Oberschicht der Besitzenden abgesehen, alles als mehr oder minder verelendet bezeichnen.

Es ist daher nur die Möglichkeit geboten, wahllos Stichproben zu machen, blindlings in die notleidende Bevölkerung einzugreifen, um an dem herausgegriffenen Teil den Zustand des Ganzen zu studieren.

Das Soziale Organisationsamt des Jüdischen Nationalrates hat 101 jüdische Kostkinder, die in Privatpflege standen und von der Kultusgemeinde mit sogenannten Erziehungsbeiträgen beteilt werden, untersuchen lassen. Das ausführliche Ergebnis dieser Erhebung steht noch aus, es kann aber heute bereits folgendes gesagt werden: Von den untersuchten Kindern, die im Alter von 2 bis 15 Jahren stehen, hatten 92 ein Gewichtsmanko gegen das Normalgewicht. Die Differenz zwischen dem tatsächlichen Gewicht und dem von der Wissenschaft als normal bezeichneten, betrug in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle (72) mehr als 4 kg, in 3 Fällen mehr als 10 kg. Wir finden bei 9jährigen Knaben ein durchschnittliches Fehlgewicht von 7 kg, bei 11jährigen Mädchen eines von 5·4 kg. Dieser Berechnung wurden als Normalgewichte die nach Prof. Kammerer von Pirquet zusammengestellten Tafeln zugrunde gelegt.

Die im Frühjahr 1919 erschienene Denkschrift des Amtes für Volksgesundheit über die Notwendigkeit von Erholungsaktionen für die unterernährte Jugend Deutschösterreichs im Frühjahr und Sommer 1919, bringt einige ähnliche Daten über die Wirkung der Unterernährung, die sich in der Abnahme des Körpergewichtes äußert. Die Untersuchungen in der Kinderklinik Pirquet zeigten nämlich, daß die die unentgeltliche Ambulanz aufsuchenden Kinder weit hinter den normal ernährten Kindern des gleichen Alters zurückgeblieben waren. Es fehlten beispielsweise auf das richtige, dem Alter entsprechende Gewicht

6jährigen	Knaben	3·9	Kilogramm
	Mädchen . . .	3·7	»
8jährigen	Knaben	6·3	»
	Mädchen . . .	5·0	»
11jährigen	Knaben	4·7	»
	Mädchen . . .	3·3	»
14jährigen	Knaben	10·7	»
	Mädchen . . .	7·0 bis 8·0 kg.	

In der Wiener Klinischen Wochenschrift ‹XXXII. Jahrgang, 2› finden wir die gleiche Klage: Gewichtsabnahmen in allen Alterslagen. Gewiß, der Durchschnitt der Bevölkerung Wiens hat statt 3000 Kalorien täglich nur 1721 zu verzehren. Aber dieser Durchschnitt setzt sich wie jeder andere zusammen aus den Wenigen, die die 3000 Kalorien haben und die Vielen, die weit weniger als die ermittelten 1721 verzehren. Jeder Durchschnitt vergewaltigt die Wirklichkeit, die keine Summierungen und keine Divisionen kennt.

Zu diesen Angaben sei als Vergleichszahl angeführt, daß Professor Teleky in Wien in Friedenszeiten fand, daß Kinder armer Leute durchschnittlich um drei Kilogramm weniger wiegen, als die der Reichen ‹Otto Rühle »Das proletarische Kind«›, wobei ja die Differenz nicht von einem Normalgewicht, sondern in der Regel von einem Übergewicht geblieben ist. *Hingegen ein Gewichtsmanko von 13.20 kg gegenüber dem Normalgewicht von 21·80 kg, also ein Gewicht von 8.60 kg für ein 84 cm hohes, 7 Jahre altes Mädchen* ‹siehe Bild Nr. 15›, der Fall eines jüdischen Kostkindes, das aus dem Zentralkinderheim in private Pflege übernommen wurde oder der eines 6 Jahre alten Knaben mit einem Gewicht von 5 kg statt 20 kg, dürfte wohl mit Ausnahme der Gemeindekostkinder nirgends auf der Welt in einem solchen Ausmaß gefunden werden, daß man mit Fug und Recht nicht von einem klinischen Spezialfall, sondern nur von einem krassen Durchschnittsfall dieser unglücklichen Kindergruppen sprechen muß. Es erübrigt sich noch zu erwähnen, daß bei der ärztlichen Untersuchung der 101 jüdischen Kostkinder nur 37 Kinder gesund waren; es ist wohl auch kaum nötig zu erwähnen, daß die übrigen Fälle nicht durch eine Schnupfenepidemie zu erklären sind, sondern sich in ihrem breiten Ausmaß auf Erkrankungen erstrecken, die in ihrem ursächlichen Zusammenhang auf die Ernährungsverhältnisse zurückzuführen sind.

Die meisten litten an chronischen Krankheiten und zwar öfters an mehreren gleichzeitig, so an Tuberkulose und Enuresis ‹Bettnässen›. Rhachitis und Enuresis, Rhachitis und Skrophulose, Rhachitis und schwere Anämie.

An Tbc 7 ‹3 davon an Tbc des Bauchfelles›
Lungenspitzenkatarrh 12
Skrophulose 3
Anämie 14
Rhachitis 14

darunter Formen schwerster Spätrhachitis in 5 Fällen. 9 Kinder litten an allgemeiner Neuropathie mit Bettnässen, oft wurde Bettnässen als Nebenbefund angetroffen.

Das Bettnässen ist für die Kinder und Kostfrauen ein ganz besonders schweres Übel.

Die Kinder waren größtenteils schmutzig und ungepflegt und von den interkurrenten Krankheiten war die Krätze am häufigsten zu finden.

Der Ernährungszustand wurde klassifiziert

in 50 Fällen als gut,
» 12 » » mäßig,
» 29 » » schlecht,

60 Kinder blieben auch hinter der Normalgröße zurück.

Wir lesen in der oben erwähnten amtlichen Denkschrift, daß nach Berechnungen die Zahl der Todesfälle der Fünf- bis Fünfzehnjährigen für Deutschösterreich, mit Ausschluß Deutschböhmens von 4630 im Mittel der Jahre 1913/1914 auf 6960, im Mittel der Jahre 1916/1917 angestiegen ist, also um 50 %. In Wien selbst beträgt diese Zunahme sogar innerhalb desselben Zeitraumes 60 %. In keinem anderen Lebensalter ist die Zunahme der Todesfälle während des Krieges so groß gewesen.

Und gar erst das Wüten der Tuberkulose unter den Kindern! »Die Zunahme dieser Volkskrankheit namentlich in Wien ist geradezu katastrophal zu nennen,« schreibt das Amt für Volksgesundheit. »Beim Vergleich der Jahre 1913 bis 1914 und der Jahre 1917 bis 1918 ergibt sich eine Zunahme der Todesfälle an Tuberkulose für beide Geschlechter im Alter von

6	bis	10	Jahren	um 55	Prozent
11	»	15	»	» 95	»
16	»	20	»	» 160	»
21	»	25	»	» 120	»

Über die Zunahme der jüdischen Kindersterblichkeit sei folgendes angeführt:

Es starben in Wien

1910	bei einer Gesamtsterblichkeit von	2186	40 6- bis 10jähr. Kinder.
1918	» » » »	3754	110 6- bis 10 » »

Während also die Gesamtsterblichkeit um 71% wuchs, was auf die Zunahme der Bevölkerungsstärke zurückzuführen ist, ist aus der von dem Matrikelamt der Wiener Kultusgemeinde freundlich zur Verfügung gestellten Angabe zu ersehen, daß die Steigerung in den berechneten Altersklassen 175% beträgt. Wenn die Sterblichkeit der 6- bis 10jährigen Kinder Schritt gehalten hätte mit der Sterblichkeit der Erwachsenen, wären statt 110 nur 68 Kinder dieser Altersstufe gestorben. Man sieht, die Unterernährung und ihr Gefolgsmann, der Tod, machen vor den jüdischen Proletarierkindern trotz des ägyptischen Beispiels nicht halt, wie manche weismachen wollen.

Auch der Rückgang der Geburten ist ein Beweis für die angefochtene Selbstverständlichkeit, daß bei den Juden die gleichen wirtschaftlichen Ursachen die gleichen Wirkungen hervorrufen, wie bei den Nichtjuden.

1910	wurden	lebend	geboren	2404 Kinder.
1918	»	»	»	1881 »

Das ist ein Rückgang um 33 Prozent bei einer gleichzeitigen Zunahme der Sterblichkeit um 71 Prozent. Dem ist wohl nichts hinzuzufügen.

Und was die Verwahrlosung der Jugend anbetrifft, sei der Bericht des Polizeirates Dr. Walkhoff in der im Mai 1918 abgehaltenen Tagung der Zentralstelle für Kinderschutz und Jugendfürsorge erwähnt, der auf Grund amtlicher Daten besagt, daß die Zahl der polizeilichen Beanstandungen jugendlicher Personen unter 14 Jahren von 1913—1917 um 220 Prozent gestiegen ist. Man merkt, daß wir durch das Stahlbad des Krieges gegangen sind. — Daß die Verwahrlosung der Jugend in der jüdischen Armenbevölkerung hinter der nichtjüdischen keineswegs zurückbleibt, wissen wir aus der Praxis des Tages. So mußte, um nur ein Beispiel zu erwähnen, anläßlich einer Fürsorgemaßnahme für einen verwahrlosten jüdischen Hilfsarbeiter von 15 Jahren, der sich in Kaffeehäusern umtrieb und seiner Überstellung in ein Heim gewaltsamen Widerstand entgegensetzte, der ganze Apparat der Polizei aufgeboten werden, um seiner nur habhaft zu werden.

Wert vermerkt zu werden ist die Erfahrung einer Kindergärtnerin in einem rein proletarischen Bezirk. Sie wog seit Kriegsbeginn alle ihre Kinder und fand, daß die im gleichen Alter Stehenden von Jahr zu Jahr stetig abnahmen. Zwei Kinder allein machten eine rühmliche Ausnahme, indem sie fortschreitende Gewichtszunahmen aufwiesen: das eine war das Kind einer Milchfrau, das andere hatte eine Angestellte eines Konsumvereines zu seiner Mutter. Sapienti sat!

Es ist gar nicht der Hunger des Krieges allein, der so erschreckend wirkt. Der Hunger der Armen ist ein chronisches Übel. Er tut immer gleich weh, im Kriege und im Frieden. Den Kindern der notleidenden Bevölkerung wird die Freude der Jugend geraubt. Das Joch der Armut drückt die zarten Nacken weit schmerzhafter, als die lastgewohnten Schultern der Erwachsenen. Es beginnt aber in der Welt die Erkenntnis zu tagen, daß der Hunger unschuldiger Kinder kein Naturgesetz sei. Vielleicht sind wir die letzten, die es mitansehen mußten.

Die Hilfe der Gesellschaft.

> Es ist heute das größte Verbrechen arm zu sein. Gut so. Umso schneller muß die Erkenntnis kommen, daß die einzige Rettung darin besteht, dieses Verbrechen zu unterlassen.
> Mackay.

Nach der Veröffentlichung eines sehr krassen Elendsfalles geschah es, daß einer der tätigsten Wohltäter der Wiener Judenschaft sich auf den Autor stürzte und nachdem er seinen Tribut der außerordentlichen Not des Falles entsprechend entrichtet hatte, preßte er die Frage aus seinem enttäuschten Gemüt: Wie ist es möglich, daß bei Juden so etwas vorkommt? Wie kann es nur so weit kommen? Wo sind unsere Vereine und Ämter? Wo die Hilfe der Gesellschaft?

Es diene zur Beruhigung der bei solchen Anlässen stets sehr aufgeregten Gemüter, daß die aus der Masse des Elends herausgegriffenen Bilder in ihrer engsten Nachbarschaft gleichwertige Belegstücke finden, und daß eines Einzelfalles wegen eigentlich wenig Grund zur Aufregung vorliegt. »Kometen sieht man nicht, wann Bettler sterben.«

Tatsache ist, daß die vielgerühmte Hilfe der Gesellschaft nirgends zu verspüren ist. Wirklich ausreichende Hilfe ist natürlich auch durch die bestorganisierte und leistungsfähigste Wohlfahrtseinrichtung nicht möglich; da muß tiefer eingegriffen werden, das Übel nicht an seinen Symptomen, sondern an seinen Wurzeln gepackt werden. Wer wäre aber imstande, verhärteten Herzens tatenlos zu warten, bis die gesellschaftliche und staatliche Neuordnung die Hilfe durch Wegschaffung der Ursachen der Verelendung überflüssig macht? Trotz der Gewißheit, auf einem sandigen Boden zu bauen, ist der gebieterischen Mahnung, zu helfen, so viel und so rasch als möglich zu helfen, nicht zu entrinnen. Jeder in seinem Rahmen, für seine Nächsten, aber für die mit aller Macht seines Willens. Das gebietet die Pflicht der Klugheit, die Pflicht des Erbarmens und die Pflicht, die nichts anderes zu ihrer Entschuldigung vorbringen kann als eben die, einer unbedingten Notwendigkeit, zu genügen. Denn die Notwendigkeit kennt bekanntlich keine Gründe.

Daß aber die jüdische Gesellschaft auch der Aufgabe der leichten Linderung der Leiden für den beschränkten Rahmen der armen

Juden Wiens nicht gerecht wird — trotz der Mittel, die von den stets ahnungslosen Reichen aufgebracht werden — sollen die folgenden Ausführungen erweisen.

Die jüdische Wohltätigkeit, die öffentliche wie die private, leidet vor allem anderen an einem Übel: sie ist extensiv statt intensiv. Sonderbarerweise ist die grundfalsche Auffassung ganz allgemein, daß eine möglichst große Zahl von Beteilungsfällen, ein Rekord der Petentenfrequenz sozusagen, ein erstrebenswertes Ziel sei. Das Endergebnis dieser unzweckmäßigen Methode ist dann, von der gerügten Dezentralisation abgesehen, daß eine Gattung von Schnorrern herangezogen wird, deren Zudringlichkeit die übelsten Ideenverbindungen weckt. Die gebräuchliche Methode der Wiener Armenfürsorge ist geeignet, die Batlenfähigkeiten, die in dem Galuthjuden geringer Intelligenz und mangelnder Modernität schlummern, zur höchsten Entfaltung zu bringen. Der mit einer kleinen Gabe bedachte Unterstützungnehmende sieht sich gezwungen, einerseits auch bei der nächsten Türe anzuklopfen, anderseits aber auch nach kurzer Zeit die gleiche Stelle wieder mit seinen Gesuchen zu behelligen. Auf diese Weise wachsen die Kataster ins Endlose, verschlingt der Hilfsapparat unerhörte Summen und keinem Armen wird wirklich geholfen. Während bei einer rationellen Wirtschaft die Möglichkeit besteht, wenigstens die allerärgsten Fälle zu heilen. Jetzt läuft der Bittsteller von einer Kanzlei zur anderen, weil niemand seinen Fall allein in Arbeit hat, sondern alle an ihm herumdoktern. Bei der Neuordnung der Verhältnisse wird es aber notwendig sein, bei der strammsten Zentralisierung die weitgehendste Arbeitsteilung Platz greifen zu lassen. Auf diese Weise soll es möglich werden, einen auftauchenden besonders argen Notfall bis zur endgültigen individuellen Ausheilung durchzuführen.

Als Beispiele für das Bild der offenen Armenpflege der Juden, wie sie in Wien geführt wird, seien, soweit eine zahlenmäßige Erfassung in den in Betracht kommenden Ämtern möglich war, angeführt:

Die Armenanstalt der Israelitischen Kultusgemeinde hat an Barunterstützungen im Jahre 1917 an Einheimische K 78.940·— in 6567 Fällen zur Verteilung gebracht. Das sind K 12·— für den Fall. Natürlich wird ein und derselbe Bittsteller einigemale als Fall gezählt, weil er ja regelmäßig zu kommen gezwungen ist, wenn das Ausmaß der Hilfsleistung die Höhe eines lächerlichen Almosens nicht übersteigt. Die gleiche Anstalt hat im Jahre 1918 an Einheimische K 93.812·— in 5699 Fällen, das ist durchschnittlich K 16·— für den Fall verausgabt. Diese Steigerung hält nicht einmal mit der Entwertung des Geldes Schritt. An fremde Arme wurden gar in 1467 Fällen K 7871·— verteilt, was einer Summe von rund K 5·40 für den Fall gleichkommt.

Das Wohltätigkeitsamt der Kultusgemeinde, das, wie bereits

erwähnt, keine Statistik führt, dafür aber einen Kataster von 20.000 Blättern besitzt und schätzungsweise eine jährliche Frequenz von 40.000 Besuchern hat, verteilt 660 Monatsgaben ⟨Pfründen⟩ an alte und kranke Leute im durchschnittlichen Ausmaß von K 15·— monatlich.

Die Chewra Kadischa, der Verein für fromme und wohltätige Werke, der seit dem Jahre 1764 besteht, gab im Jahre 1917 an Unterstützungen, Kurbeiträgen, Medikamenten, Bandagen, optischen Instrumenten einschließlich der sogenannten Handbeteilungen K 87.628·81 aus. Diese Gesamtsumme verteilt sich auf zirka 6000 Unterstützungsfälle, was durchschnittlich K 15.— für den Fall ergibt, wobei wieder der gleiche Bittsteller häufig als Fall geführt sein kann . . . Natürlich sind diese 6000 Fälle im großen und ganzen die Gleichen, die wir bei der Aufstellung der Armenanstalt gefunden haben. Im Jahre 1918 beträgt dieser Durchschnitt K 19.—.

Das sind unwürdige Zustände. In ihrer Wirkung geradezu der Erziehung zum erniedrigenden Kreuzerbettel gleichkommend. Ein armer Handwerksbursche, der heimfahren will, wird gezwungen, sich die wenigen Kronen, die er braucht, von Tür zu Tür gehend, zusammenzubetteln. Denn der Durchschnittsbetrag der hier ermittelt wurde, setzt sich zum überwiegenden Teil aus Drei-Kronen-Spenden zusammen. Es sieht fast so aus, als ob die Herren Angst hätten, daß sie die Kundschaften verlieren, wenn sie wirksamere Aushilfen gewähren würden, denn geholfen wird damit niemandem. Das dürfte wohl auch jedem von ihnen klar sein. So wie es heute betrieben wird, ist diese ganze Tätigkeit nicht mehr, als eine Zerstreuung für einige beschäftigungslose alte Herren.

Wie die Großen so auch die Kleinen. Die ganze Schar von Humanitäts- und Frauenvereinen, mit und ohne Zweckbestimmung, der ganze Troß der privaten Wohltäter, der Komitees und Kaffeehauszirkel, soweit sie ihre kargen Mittel nicht in Gehalte und Drucksorten verbrauchen, überbieten einander im Hinaufschnellen der Bittstellerzahl. Was Wunder, wenn es Personen gibt, die sich in genauer Kenntnis dieser Sachlage, die nur dazu dient, verschiedenen Eitelkeiten zu frönen, den Beruf erwählen, planmäßig diese zerstreuten Hilfskassen zu brandschatzen und auf diese Weise nicht auf Kosten der Gesellschaft, denn dieser ist es gleich, ob ihr verlorenes Geld Würdige oder Unwürdige beziehen, aber auf Kosten der verschämten und weniger kundigen Armen, ihr schäbiges Dasein fristen? Schuld sind nicht sie, sondern jene, die aus Gefallsucht die Gelegenheit hierzu bieten.

Der Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Waisen der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien, der seit 1860 besteht, gab im Jahre 1916 an 727 externe Schützlinge, die 436 Familien angehört haben, Erziehungsbeiträge. Die Ausgaben belaufen sich hiefür insgesamt, einschließlich aller Schenkungen, Widmungen und Stiftungen, auf K 39.126·65 — d. i. K 53·50 durchschnittlich für ein Kind und Jahr

oder 4 K 40 h monatlich. Für die Familie durchschnittlich K 89·70 jährlich, oder rund K 7·50 monatlich.

Diese Beispiele ließen sich vermehren, doch dürften die vorliegenden zum Beweis der unwirksamen Extensität der Wiener jüdischen Armenpflege genügen. In jüngster Zeit sind Bestrebungen aufgetaucht, die einen einheitlichen Zusammenschluß gewisser Stellen, die Schaffung von Zweckverbänden, wie einen Kurverband, einen Verband für Kinderfürsorge, Altersfürsorge usw. fördern. Es wäre nur zu wünschen, daß diese neuen zentralisierten Hilfsstellen völlig vom Geiste einer neuzeitlichen Großzügigkeit erfüllt wären, daß nicht auch ihre Bestrebungen in der Enge urväterlicher Kleinlichkeit versickern.

Die geschlossene Armenpflege der Wiener Judenschaft leidet nicht so sehr durch qualitative Minderwertigkeit, als durch quantitative Not. Es gibt der nötigsten Anstalten zu wenig. Am schmerzlichsten empfindet man den fürchterlichen Mangel an Jugendasylen. Für die wirklich kranken, für die verwahrlosten, verkrüppelten Kinder gibt es nur e i n e Art zweckmäßiger Hilfe, das ist die Errichtung von zweckentsprechenden Heimen. Und diese fehlen. Die interkonfessionellen Einrichtungen dieser Art sind auch nicht zahlreich genug, um auch nur den ärgsten Notbedarf zu decken. Wer in der Fürsorgepraxis bewandert ist, weiß, daß die Unterbringung eines irgendwie anstaltsbedürftigen Kindes, namentlich wenn es das Unglück hat, in Wien nicht heimatsberechtigt zu sein, auf noch unüberwindlichere Schwierigkeiten stößt, als die Erwirkung eines Spitalsplatzes. Auch den jüdischen Waisenhäusern, so prunkvoll sie eingerichtet sind, fehlt noch viel zur Vollwertigkeit. Hier mangelt es vor allem an Verständnis für die Forderungen neuzeitlicher Kinderfürsorge. Außerdem fehlt es natürlich an Platz und nichts ist bezeichnender für das Unverständnis mancher öffentlichen Funktionäre honoris causa, als die Tatsache, daß der Neubau des jüdischen Knaben-Waisenhauses in der Probusgasse nur im ersten Stockwerk eingerichtet wurde, so daß bis zur eben vom neuen Vorstand durchgeführten Erweiterung nur 53 Knaben statt 120 untergebracht werden konnten. Heimstätten für jüdische Kinder, von der einfachsten Krippe und Tagesheimstätte bis zu den großen Kinderkolonien und den Schutzheimen für verlassene, verwahrloste, nicht vollsinnige oder verkrüppelte Kinder, sind die dringendsten Aufgaben der jüdischen wie der nichtjüdischen sozialen Fürsorge.

Unter dem gleichen Raummangel leidet die Altersversorgung. Abgesehen von der Unwürdigkeit der kleinlichen Altersgaben der zu Hause versorgten Greise, Gaben, die sie nach bewährtem Muster an allen Enden zusammenbetteln müssen, abgesehen von der verbrecherischen Mißwirtschaft, die bis vor kurzem in dem Versorgungshaus in der Seegasse geherrscht hat, ist die Tatsache allein, daß die alten und siechen Leute, die fürsorgebedürftig sind

— ihre Anzahl wird vom Amtsleiter des Wohltätigkeitsamtes auf etwa 1000 geschätzt — warten müssen, bis einer der 300 Insassen des Hauses die Freundlichkeit hat, das Zeitliche zu segnen und seinem Nachfolger das Bett zu überlassen. Im Jahre 1918 sind aber nur 138 Personen in die Versorgungsanstalt der Kultusgemeinde aufgenommen worden. Bei dem herrschenden Platzmangel kann auch auf außerordentliche Fälle mit der Notwendigkeit dringlichster Unterbringung nicht Rücksicht genommen werden. In den Versorgungshäusern der Stadt Wien, in Lainz, Liesing, Ybbs und Mauerbach liegen wohl gleichfalls jüdische Greise und Sieche, aber ihre Aufnahme wird natürlich von der Heimatzuständigkeit in Wien abhängig gemacht.

Mit ungleich mehr Erfolg als die verknöcherten dauernden Hilfsstellen, arbeiten in den letzten Jahren Fürsorgeeinrichtungen, die, unbeirrt von bureaukratischen Kompetenzfesseln, auf moderner Grundlage die Bewältigung abgegrenzter Aufgaben, namentlich der Kriegsfürsorge, in Angriff genommen haben. Die gewaltigen Erfolge der Flüchtlingsfürsorge der Frau Anitta Müller, die schönen Leistungen des Zentralhilfskomitees, das sich zur Heimkehrerfürsorge zusammengesetzt hat, die weibliche Fürsorge, die Schuhhilfsaktion, die Aktion »Wiener Kinder zu Familien aufs Land« u. a. bezeugen, daß mit dem Willen, der vor keinem Hindernis zurückschreckt und mit der erforderlichen Fachkenntnis, die natürlich unentbehrlich ist, viel zur Linderung der ärgsten Schäden beigetragen werden kann.

Jetzt beginnt es sich zu regen. Selbsthilfe ist die Losung, weil die Hilfe der Gesellschaft versagt. Erholungsheime, Stillkrippen, Einrichtungen für Mutterschutz und für Säuglingsfürsorge entstehen auf dieser Grundlage. Und die Juden? Fast sieht es so aus, als ob ihnen die Reife fehlte, die die anderen vielleicht doch endlich zum Ziele führen wird.

Von einer kritischen Skizze der jüdischen Fürsorgetätigkeit in Wien, die ja nur als Nebenprodukt auftritt, wird niemand auch nur im Entferntesten Vollständigkeit verlangen. Dennoch darf eine Gattung von Elendsgewinnern nicht unbeachtet bleiben, d. s. die religiös-charitativen Zwecken dienenden Vereinigungen — ohne Mittel. Das sind die ausgesprochenen Mizwevereine, die ohne Rücksicht auf ihren Gegenstand, nämlich den Hilfsbedürftigen — ihrem Haupttriebe der Befriedigung rachmonesweicher Aftergefühlchen nachstreben. Denn vergeblich rechtet sogar Hiob mit Gott: »ich rettete den Armen, der um Hilfe rief, die Waise und den Hilflosen. Der Segen des Unglücklichen kam über mich und das Herz der Witwe machte ich jubeln. . . . . Auge war ich dem Blinden und Fuß dem Lahmen. Ein Vater war ich den Armen.« Es scheint, daß den Armen ein Bruder sein, mehr ist, als ein Vater. Und die Forderung geht nach dem Größten. Mit Ersatzmitteln ist hier nicht auszukommen.

So schön es beispielweise ist, alleinstehende Kranke zu besuchen

und ihnen nach Möglichkeit zu helfen, so sehr wächst aber auch die Gefahr einer Pseudoliebestätigkeit, wenn diesen schweren Dienst, der den vollen Menschen, große Mittel und die ganze Zeit eines Helfers beansprucht, junge Mädchen an Samstagsnachmittagen gleichsam zu ihrem Sport betreiben. Es muß ungemein reizvoll sein, von dem kleinen, an Knochentuberkulose hinsiechenden Jungen, dessen Vater und Mutter sich irgendwo in Russisch-Polen nach ihrem Kinde in Sehnsucht verzehren, beim Rundgang durch die Spitalssäle allwöchentlich freudig begrüßt und erkannt zu werden. Aber dem Jungen ist mit den sechs Zuckerln, die er erhält, nicht geholfen und das ist schließlich die Hauptsache. Man müßte Nachforschungen über die Eltern anstellen, die Kost des einsamen Kranken zu verbessern trachten und wenn er entlassen werden sollte, sein weiteres Schicksal im Auge behalten. Das alles, anstatt wahllos zu allen Betten zu gehen und jedem, ob er es braucht oder nicht, die meist vom Hause mitgebrachte Kleinigkeit auf das Nachtkastel zu legen.

Das ist aber letzten Endes begründet in dem Charakter dieser Tätigkeiten. Es ist das gleiche, ob aus ihm ein Tanzkränzchen für die Hinterbliebenen des xten Regimentes, oder ein Theaterabend zu Gunsten der Aktion gegen die Verwahrlosung der Wiener Straßenkinder oder eine Purimfeier für den Greisenhumanitätsverein erwächst. Es ist der Charakter der Wohltätigkeit, in deren fadenscheiniges Kleid sich die notwendig erkannte soziale Pflicht hüllt. Ohne das ganze erbärmliche Um und Auf einer Haupt- und Staatsaktion, die bei der geschäftigen, selbstsüchtigen und selbstgefälligen Wohltätigkeit unumgänglich ist, kann eben auch das schlichteste Werk menschlicher Nächstenliebe und Fernstenpflicht nicht gedeihen.

Fast könnte man dem englischen Schriftsteller zustimmen, der dem Arbeiter drei große Feinde als solche zu erkennen und zu überwinden gibt: die Politiker, die Philantropen und sich selbst.

Wahrlich, es ist höchste Zeit, daß mit dem Kurswechsel begonnen und der Schrei nach sozialer Gerechtigkeit auch von jenen beachtet werde, die stets glauben, es gehe sie nichts an, denn sie kommen ihrer Pflicht nach, da sie ihre Mitgliedsbeiträge pünktlich entrichten. Ihr eingeschläfertes Gewissen könnte eines Tages unsanft geweckt werden.

Ein Bilderbuch.

Ich wollte sehen und ich habe gesehen.
Racine.

a) Die Dunkelkammer*.

Die »Wohnung« befindet sich in der Herminengasse, zwei Minuten vom Schottenring entfernt. Jedem der »leicht bemakelten« Börsenbesucher mit den schwer gefüllten Brieftaschen steht es frei, sich von den Tatsachen zu überzeugen.

Eine Kammer, die den hinteren Teil eines Gassenladens bildet und nur ein 50 Zentimeter schmales, auf einen dunklen Gang führendes Fenster besitzt, stellt die ganze Behausung der aus drei Personen bestehenden Familie dar. Diese Kammer — Loch wäre der richtigere Name — wird vom Inhaber des Ladens um 18 Kronen monatlich vermietet und ist 3 Meter lang und 2·4 Meter breit. Das heißt also, daß eine Frau und zwei Kinder (daß eines rhachitisch ist, wird wohl niemand weiter Wunder nehmen) auf einem Flächenraum von 7·2 Geviertmetern, wovon noch der Boden abzuziehen wäre, den das wenige Gerümpel einnimmt, wohnen, schlafen und kochen. Die Dunkelheit des Zimmers ist so groß, daß ein Öllämpchen, gemeinhin Nachtlicht genannt, der herrschenden Dunkelheit wegen den ganzen Tag brennen muß. Von den 1782 Stunden Sonnenschein, welche Wien jährlich genießen kann, fällt nicht ein Strahl in die als Heim für drei Menschen benutzte Dunkelkammer. Die Schäden an Gesundheit des Körpers und des Geistes, die ein lichtloses Leben wie dieses mit sich führt, kann man unmöglich vollauf ermessen. »Die Belichtung ist für an das Zimmer gebundene Gesunde und Kranke körperlich von größtem Einflusse durch die erfreuende und belebende Wirkung und sie ist die wesentlichste Voraussetzung der Reinlichkeit,« sagt ein moderner Gesundheitslehrer. Und Goethe: »Wo wir uns der Sonne freuen, sind wir jeder Sorge los.«

b) Ghetto.

Die beiden Schiffgassen und ihre Umgebung verbreiten den Schauer des Schreckens unter alle Menschen, die sie kennen. Alle Plagen Ägyptens und die Gebreste der orientalischen Hafenbettler

* Erschien zuerst im »Abend« vom 20. Dezember 1917. Siehe Bild Nr. 16.

sind zu einer großartigen Dauerausstellung vereinigt. Dirnen kreischen, Juden feilschen, klagende Töne klingen aus den offenen Fenstern der zahllosen Bethäuser. Zankende stürzen, die Fäuste an der Gurgel, die Treppe eines Wirtshauseinganges herab. Eingesalzene Heringe, drei Volksküchen und die Schmutzkiste vom Karmelitermarkt bilden eine zweifelhafte Geruchseinheit. Im Gedränge des zerrissenen und schmutzigen Volkes erblickt man einzelne Lichtgestalten, ehrwürdige Köpfe, patriarchalische Denkerstirnen. Rings um das »Heim der orthodoxen Juden«, ein Heim von fragwürdigem Wert, drängen sich Händler, wie auf einem persischen Bazar. Jeder ein Paar alte Schuhe in der Hand, oder eine gebrauchte Hose; flüsternde Anbote, entrüstete Rufe, alles im Tonfall des Ghetto.

Im Hause Schiffamtsgasse 11 genießen etwa 50 palästinensische Flüchtlingsfamilien, fast nur Frauen und Kinder in jämmerlicher Enge zusammengepfercht, schäbig unterstützt, gegen sündhaft hohe Bezahlung, in erschreckender Hilfslosigkeit die Gastfreundschaft Wiens. Die Wohnungen sind ganz gewöhnlich, nicht aber die Menschen und Menschenschicksale, die sie beherbergen. Viele Personen aus den verschiedensten Familien zusammengewürfelt, schlafen in bettenlosen Räumen oder auf gemieteten Strohsäcken. In anderen finden wir sechsköpfige Familien in fast vollkommen leerstehenden Kabinetten. Kinder sind da, deren Vater in Amerika lebt, die Mutter aber auf der Flucht im Türkenland starb, säugende Frauen, die ihr Kind auf der Fahrt zur Welt brachten, Mütter, deren Kinder auf der Reise verhungert sind, Familienreste, die sich nach Wien verirrt haben und sich in Sorge um ihre Lieben verzehren. Rassig schöne Kinder mit alttestamentlichen Namen sind seit vielen Monaten Bewohner Wiens, aber keine Schulbehörde nimmt von ihnen Kenntnis. Sie tummeln sich auf den schmutzigen Gängen und vermehren die Sorgen ihrer Mütter. Auf Tür Nr. 13* wird ein Gangkabinett einer Familie mit fünf Kindern vermietet. Ein Kind liegt im Spital. Das Loch ist zirka 6 m^2 groß. Ein Bett und ein Strohsack. Das Bett ist ausgeliehen. Für gewöhnlich schlafen 5 Personen auf der Erde. Der Mann war in seiner altneuen Heimat Kaufmann.

Zweimal fanden wir im Hause eine Zimmer-Kabinett-Küchenwohnung** von 14 Personen aus 6 verschiedenen Familien bewohnt. K 50·— monatlich zahlen diese Menschen für die Abnützung der geliehenen Einrichtung allein. Der Mietzins beträgt K 170·— vierteljährlich. Jeder zahlt soviel auf ihn kommt. In der einen Wohnung finden wir drei Betten und einen Diwan, in der anderen vier Betten und einen Diwan. Die Stumpfheit des flüchtigen Daseins lastet auf allen. Es sieht aus wie Trägheit, ist aber verzweifelte Hilfslosigkeit.

Jüdische Flüchtlinge aus Palästina. Glaubt man nicht die Kriegswagen Babylons und die römischen Legionen unter Vespasian

* Siehe Bild Nr. 1.

** Siehe Bild Nr. 4.

zu sehen, nicht die Propheten des alten Bundes klagend ihre Hände ringen ob des Unterganges der heiligen Stadt und der Wegführung ihrer Söhne und Töchter — hört man von Flüchtlingen aus Judäa? Gläubig zogen die Väter, getrieben aus der Enge der Judengasse, vertrauend auf das Licht der Zukunft. Betrogen kehren die Enkel heim, gejagt vom Feinde, der überall ist, betrogen von allen, sterbend vor Hunger, gemustert vom Tod, die Augen ohne Tränen, die Herzen starr, müdes Entsetzen auf den Zügen. Sie kehren heim auf dem uralten Weg über das Goldene Horn, in die Hauptstadt des Reiches, aus welchem Großvater gezogen.

Hier aber starrt die Mauer des verhetzten Hasses. Leopoldstadt, Juden, Flüchtlinge, Schädlinge, Palästina, Kriegsgewinner, Schleichhändler, in der Seele der Massen notwendig verbundene Begriffe. Man bemüht sich nicht einmal zu erkennen, zu begreifen, die Ungeduld des Aburteilens zu meistern. Man setzt die Ungerechtigkeit zur Herrscherin ein und läßt sich willig von tönenden Worten leiten, statt Erkenntnisse zu sammeln. Der Chor der Gehässigkeit speit seinen giftigen Geifer aus und der Unverstand der Menge plärrt die Litanei der Großerzeuger verderbter Geisteskost mit Grammophonplattentreue nach. Keiner aber will sich mühen um die Wahrheit, die spröder ist als die keuscheste Frau, um die man geworben haben muß im heißen Streben, ehe man sich ihres Besitzes erfreut. Der Unverstand der blinden Menge und die Ungerechtigkeit der hellsehenden Betrüger, sie vollbringen das Unmöglichste: sie säen Haß und Verachtung aus, wo tiefinniges Begreifen und trauernde Liebe Platz greifen sollten — bei den hintergangenen Opfern des ruchlosen Krieges.

Jedes Lebensbild kann erst im Rahmen der Örtlichkeit, zu der es wesentlich gehört, zur vollen Geltung kommen. Die vornehm gekleidete Dame erreicht nicht im Theaterpelz, sondern in ihrem sonnenlichtdurchfluteten Boudoir den Gipfel ihrer Wirkung. Auch das Elend der vom goldenen Wagenthron Plutus', oder von den eisernen Tatzen Mars', des Fürsten der Vernichtung, Zertretenen muß man an Ort und Stelle aufgesucht haben, um es in seiner vollen Wesenheit zu erkennen. Man muß diese doppelt Elenden — Elend heißt auch Fremde — gesehen haben, ehe man es wagt, die Flüchtlinge in ihrer Gesamtheit anzuklagen.

Ein neues Licht wird fließen in das Dunkel des Ghetto, wenn alle die neue Erkenntnis fest und unerschütterlich besitzen werden. Die Erkenntnis der wahren Gegensätze. Nicht Jud und Christ, nicht Germanen und Slaven, auch nicht Deutsche und Engländer, sind die wahren Feinde, nicht Konfessionen und Nationen befehden einander unverhetzt. Nur der wirtschaftliche Gegensatz, der Klassenkampf ist der allein berechtigte Krieg. Der jüdische und arische Kriegsgewinner gegen den jüdischen und arischen Kriegsverlierer. Dies ist die Front von heute. Die gerechte Front.

Wehe aber, wenn der ungerechte Streit ausgefochten wird! Denn »eher soll die Menschheit aufhören zu existieren, bevor die Gerechtigkeit untergeht.« Sagte einst Kant.

*

Es gibt wahrlich nichts Neues unter der Sonne. Jehova zürnt seinem Volke und jagt es von Ort zu Ort. Unstet und flüchtig treibt es sich durch die Lande und siebenmal verstoßen kehrt Ahasver ewig wieder.

c) Geistige Arbeitslosigkeit.*

Ein steter Kampf ist unser Leben; glücklich sind
die früher, jene später, andere sind es nie.
Euripides.

Der Weg des Lebens geht in unserer unseligen Wirtschaftsunform über eine schiefe Ebene. Alle kämpfen wir unseren Kampf auf ihr. Manche über den Kopf der anderen hinweg in den Schlund der Tiefe purzelnd, manche mit dem Fleiße eines Menschenlebens mühsam einige kleine Wegteilchen emporklimmend. Uns allen fehlt die sichere Unterlage, die verläßliche Gewähr, daß uns nichts geschehen kann, die Gewißheit, daß wir festen Grund unter unseren Füßen haben. Auf einer schiefen Ebene schreiten wir den Weg des Lebens. Wir alle. Die einen halten sich weiter oben, die anderen sinken ein wenig tiefer. Eine Frage des Zufalls. Wir sinken, weil uns die Sicherheit des ebenen Bodens fehlt; deshalb schwanken wir wie Trunkene zwischen Erfolg und Niederlage, zwischen sieghaftem Aufstieg und tödlicher Vernichtung. Die Ruhe der unantastbaren Lebenssicherheit ist uns geraubt, seitdem man dem Hungrigen das Brot verweigern kann, wenn er des Geldes zu wenig besitzt. Es gibt keine Grenzen für die mögliche Tiefe des Falles, alles ist denkbar und man kann auch verhungern. Sorge krallt sich eisern um die Gedanken der ums Brot Kämpfenden, steter Angstschweiß perlt von ihrer Stirne. Aufwärts! Noch ein ganz klein wenig aufwärts! Nur ja um der Barmherzigkeit der Himmlischen willen nicht abwärts! Wehe vor der grausen Tiefe! Noch um eine Überstunde mehr, noch einen Nebenverdienst dazu, den Jungen aus der Schule, damit auch er etwas verdiene! Nur nicht nachlassen, nicht ausruhen, nur kämpfen! — Das ist das Leben der Menschen in der Unsicherheit ihres Daseins.

Die nicht mitkönnen in dem grausamen Wettrennen, sinken hinab. Ganz unten ist ein großer Misthaufen. Bis auf ihn kann man fallen, auf der schiefen Ebene der Gesellschaft, deren Wirtschaftssystem für die Befriedigung auch der einfachsten Lebensnotwendigkeiten keine gesicherte Unterlage bietet.

Durch die Gassen der Leopoldstadt schleicht ein sonderlicher Geselle. Seine halbblinden Augen sind mit Schmutz verpickt und wilde

* Siehe Bild Nr. 23.

Bartstoppeln, zwischen rot und grauweiß schillernd, bewachsen sein zerfurchtes Angesicht. Ein eingestülpter Hut, eine schmutzige Binde um den Hals, unkenntliche Fetzen am Leibe kennzeichnen den Lumpenproletarier. Zerfranste Tuchfragmente hängen von ihm herab, etliche schleppt er im Straßenkot nach sich. Nie sieht man ihn ohne ein Pack Bücher, die er durch einen Bindfaden zusammengehalten, stets mit sich schleppt. Er trottet durch den lebhaften Bezirk und bettelt, von einem unersättlichen Hunger gejagt, nach Brot. Nur nach Brot, nie nach Geld. Seine Figur reizt die Straßenjungen zu billigem Hallo, das aber anscheinend mit Rücksicht auf die Ernährungslage nicht laut und lustig genug ist, um sonderlich aufzufallen. Zu Mittag hockt er als erster in der Ausspeisungshalle eines Wohlfahrtsvereines stets von der Angst gequält, die Blechschale mit wässeriger Hirse nicht als Allererster in die gierig zitternden Finger zu fassen.

Wir sprechen ihn an. Eine wohllautende tiefe Stimme formt die gewählten Worte in eine nicht alltäglich gewandte Rede.

Er ist Jude, 61 Jahre alt und von Beruf Lehrer. Er hat im Jahre 1885 in Prag maturiert, dann Medizin studiert, dieses Studium jedoch nach dem ersten Semester unterbrochen. Von dem Jahre 1887 an studierte er in Breslau und Berlin Philosophie und Theologie. Im Jahre 1892 wird seine philosophische Dissertation von der Wiener Fakultät approbiert. Schwer sind drei Hungerjahre des Studierens, gering der armselige Verdienst durch Stundengeben. Die Brotarbeit frißt dem Studium die Zeit fort, allzu stark ist auch seine Widerstandskraft nicht: die mündliche Prüfung wird von Semester zu Semester hinausgeschoben. Der verbummelte, richtiger der verkrachte, am richtigsten der zum Verkrachen gebrachte Student ist unrettbar auf eine Sandbank aufgelaufen. Es nützt ihm alles Zappeln nichts, er kommt nimmer los. Er fährt nach London, wo der Proletarisierungsprozeß rasch und stürmisch vorwärtsschreitet. Anfangs gibt er noch Privatunterricht, schreibt noch Manuskripte, liest noch Bücher. Dann aber hört auch das auf. Das Stundengeben nährt auf die Dauer nicht den Mann. Jugendsünden rächen sich und der Verfall ist nicht aufzuhalten. Sechzehn Jahre bitterer Bettelnot in den Sumpfquartieren der Weltstadt, in der berühmten und schlimmsten Straße Londons, die Msr. Olive Chr. Malvery mit bewegten Worten der stets ahnungslosen Mitwelt schilderte. Über ihm schließt sich der Grabdeckel der bürgerlichen Gesellschaft. Er ist an der Basis der schiefen Ebene angelangt, von wo man nicht mehr weiter sinken, aber auch nicht aufsteigen kann.

Die englische Regierung schiebt ihn 1916 als lästigen Ausländer ab. Er wird über Schweden und Deutschland nach Wien gebracht und der Fürsorge der Flüchtlingszentrale übergeben. Er schläft in der Küche eines Massenquartiers und bettelt sich von einem Tag zum anderen fort. Auch seine Seele ist blind geworden in der schweren Zeit seines Niederganges, nicht nur seine Augen. Er nährt

keine Hoffnungen; willenloser Sklave seiner körperlichen Triebe, läßt er sich vom Hunger weiterjagen und vor dem kalten Regen verkriecht er sich in die graue Ecke seines trostlosen Obdachs.

Der lupuskranke Herbergsvater weiß viel Gutes von ihm zu erzählen, er sei gutmütig und ungemein vielwissend, er unterrichte die verwilderten Bewohner des Quartieres und setze sich mit seinen Büchern an schönen Tagen ans Ufer des Donaukanals, um seine blindgelesenen Augen an den verwischten Lettern der vergriffenen Exemplare zu verderben.

Wir versuchen die rauhe, wildverwachsene Hülle seines Schicksals sanft zu lösen, um das große Menschenwort zum Erklingen zu bringen, die versteckte und scheintote Seele zu einer lebendigen Äußerung ihres Daseins zu bewegen. Wir versuchen durch das rauhe Gestrüpp verbrochener Jahrzehnte bis zur nackten Echtheit des Bruderherzens durchzudringen. Es will anfangs nicht glücken. Er lügt und bettelt, drängt und klagt. Er wittert nährende Belohnung, er fürchtet argwöhnisch drohenden Schaden. Die menschliche Seele will nicht aus ihrem eingehegten Versteck. Als ob sie tot wäre.

Und plötzlich gelingt es. Seit sechzehn Jahren sprach niemand menschlich zum Menschen. Die Wirkung ist mächtig. Stürmisch wogt ein Meer von Bewegung in dem zerfurchten Gesicht. Er spricht zusammenhängend von der Reue über seine Jugend, von den Idealen und getöteten Hoffnungen des Einst und Ehemals, er ersteigt die Gipfel einer kühnen Beredsamkeit. Und der schreiende Widersinn und die faule Lügenhaftigkeit des Geschichtsabschnittes, der schon in Auflösung begriffen, noch seine Zeitgenossen in das Grab der Verzweiflung stürzt, wird grell offenbar, da der geistreiche Bettler den Liberalismus seiner Jugendbegeisterung verteidigt, dessen unbarmherziges Opfer er geworden. Scharfsinnig scheidet er den ethisch gerichteten Liberalismus von der Freiheit zu rauben, vergißt aber, daß er selbst von eben dieser verschlungen wurde, er vergißt, daß er selbst zum marktschreierisch deutlichen Argument geworden ist, das nicht widerlegt werden kann. Er vergißt, aber auch im Feuer von These und Antithese alles, das Elend, den Schmutz, die Blindheit, das Quartier, den Hunger und das Essen. — Gewaltig ist die Seele des Menschen in ihrer Verjüngung und in ihrer Reinheit und wenn diese auch nur wie ein Irrlicht aus gespensterhaft schwarzer Finsternis plötzlich aufflackert, um bald wieder in der Nacht des Wahns zu entschwinden!

Geistige Arbeitslosigkeit macht aus dem hochbegabten Menschen ein Betteltier. Geistige Arbeitslosigkeit zeitigt Folgeerscheinungen in einer Wirtschaftsordnung, in der Arbeitslust und Arbeitskraft allein die Sättigung des Magens und die Befriedigung der Notdurft des Körpers nicht ausreichend bedingen, in einer Wirtschaftsordnung, die die Lebensmittel all denen vorenthält, die nichts als ihre Arbeit zu verkaufen haben. In einer Wirtschaftsordnung, die den Menschen

auch nicht das Allerunentbehrlichste als selbstverständliches, nie vorzuenthaltendes Daseinsminimum gewährt. Eine solche Wirtschaftsordnung kann nicht von Dauer sein und nie kann sie die Sicherheit und den Frieden der Welt verbürgen.

d) Verrufene Häuser.

Verbrecher und Strolche, Dirnen und Vagabunden, Bettler und Taugenichtse, der ganze Bodensatz der Gesellschaft verdiene nicht das Mitleid und die Beachtung der Mitmenschen. Sie schmarotzen am Körper des Volkes, dessen schädlichen Aussatz sie bilden, sie ranken sich wie giftige Schlangen um seinen Leib, sein Blut aussaugend und sich von seinem Schaden mästend. Wenn die Not des anderen überhaupt zum Gegenstand einer ernsten oder erfühlten Einstellung werden kann, so sicher nur die Not des ehrlich Arbeitenden, des vom unverschuldeten Unglück Heimgesuchten, des fleißig, aber erfolglos Strebenden. Aber wie soll mildes Erbarmen unser Gemüt bewegen, beim Anblick des gottverfluchten Elends der verlorenen Sünder, wie sollen wir helfen wollen, wo nicht allein eigenes Verschulden, sondern sogar gerechte Sühne eigener Schuld deutlich sichtbar ist? — So wirft sich die bürgerliche Moral selbstzufrieden und selbstgefällig in die wohlgenährte, unschuldsreine Brust.

Fichte, ein Weiser unter den Weisen, weiß es anders »Das Kind ohne alle Ausnahme will recht und gut sein — — — Die Liebe ist der Grundbestandteil des Menschen, diese ist da, sowie der Mensch da ist, ganz und vollendet. — — — Es ist eine abgeschmackte Verleumdung der menschlichen Natur, daß der Mensch als Sünder geboren werde .... er lebt sich zum Sünder und das bisherige menschliche Leben war in der Regel eine im steigenden Fortschritte begriffene Entwicklung der Sündhaftigkeit.« — Freilich, was im Dunkel der verrufenen Häuser sein verkümmertes schattenbleiches Dasein führt, ist das gerechte Opfer selbstverschuldeten Elends; der wohlgepflegte Fabriksdirektor, der allweil gewinnende Unternehmer und Großhändler, an dessen Profit Blut klebt, Blut von geschundenen Lehrlingen, Blut von verhungerten Arbeiterfrauen, Blut von lungenkranken Nachtarbeitern, genießt nur die notwendigen Wohltaten seiner ehrlichen Regsamkeit. Jeder hat die Freiheit Millionär zu werden, aber auch die Freiheit, als einer der tausend Erschlagenen seines Siegeszuges ins Gras zu beißen.

Menschenschicksale sind die Lebensinhalte von Menschen. Ob sie sich nun in dem verrufensten Haus Wiens oder am Opernring abspielen. Es sind stets Menschen, die nie frei handeln, sondern immer bewußt oder unbewußt unter der Gewaltherrschaft der herrschenden Verhältnisse stehen. Die Freiheit des menschlichen Willens ist eine Täuschung; Handlungen werden stets von den Bedingungen der Umwelt, von dem Machtgebot der Wirklichkeit diktiert. Das Gute und

das Böse, das matt gedämpfte Gespräch im Salon des Finanzbarons und die rohe Zudringlichkeit der Fünfzigkreuzerhure sind nur im Zusammenhang ihrer Verflechtung mit der Wirtschaftsordnung, mit dem Gesellschaftszustand, mit den jeweiligen Landes- und Volkseigentümlichkeiten zu verstehen.

Das Haus steht an der Ecke der kleinen Schiffgasse und der Nickelgasse.*

Der Vorfrühling lockt die Menschen in Scharen auf die Straße. Die lachenden Sonnenstrahlen täuschen Frohsinn auf die finsteren Bärte der Männer. Das Gekreische des lebhaften Getriebes löst sich auf in Kindergeheul, rohe Scheltworte und gedehntes Weibergeklapper. Man ist im Reich des Jiddischen, fast alles scheint davon erfüllt zu sein. Aus den offenen Fenstern des ersten Stockes lehnen in Erwartung von Frühgeschäften häßliche Weiber deren klebrige Schminke und billiger Haarputz die Widerwärtigkeit der brutalen Anpreisung noch steigert. Der Eintritt eines Fremden ins Haus, in dieses Haus, läßt das eine der Freudenmädchen Kundschaft wittern. Man bekommt sie am finsteren Gang, in der schmutzigen Halbheit ihres Anzugs noch einmal zu sehen. Man stößt sich in der schwarzen Finsternis weiter. Die meisten Türen offen, als ob es hier nichts zu stehlen gäbe. Im vierten Stock gähnt dem Stiegengitter gegenüber ein ausgetretenes Loch, die Pforte. Man tritt in einen schmalen Korridor. Löcher, die wohl einstmals mit Scheiben verglast waren, lassen einen Lichthof ahnen. Es kümmert sich niemand um den Eintretenden. Von der sonst bei Massenquartieren üblichen strengen Vorsicht und peinlichem Mißtrauen keine Spur. Durch die Ritzen und Fugen der Bretterverschläge, die vielleicht sogar einmal als Türen angefertigt wurden, dies läßt sich heute nicht mehr bestimmen, dringt das neugierige Licht der Märzsonne. Es scheint zu wissen, daß es hier nichts zu suchen hat und es trachtet möglichst unbemerkt zu entwischen. Hinter den Verschlägen sind die Quartiersräume. Vier größere und zwei winzig kleine. An der Stelle, wo Spuren von einem Fußboden zu sehen sind, liegt nicht Staub —, o nein, die Bezeichnung wäre mehr als ungenau —, eine Humusschicht von Zentimeterhöhe bedeckt die ganze Fläche der Räume, überspickt mit Roßhaar und Fetzenwerk und jeglichem Unrat. Entlang der Wände und auch querfeldein bilden die zerstreuten Lumpen zusammenhängende Inseln, das sind die Schlafstellen, sonst auch Betten genannt. Aufgerissene Kanapees, aus denen die Füllung quillt, verfilzte Tücher, deren Bestimmung nicht klar ist, verwurlter Kram, der auf den Brettern der schmutzigblinden Fenster von Spinnweben überzogen und von Eisenrost zerfressen fault, sind die Abwechslungen, die in der Einförmigkeit dieses Misthaufens, der wohl auch unter seinesgleichen an Schäbigkeit alles hinter sich läßt, die Mannigfaltigkeit unserer Kulturerrungenschaften darstellt.

---

* Siehe Bild Nr. 29.

Hinter einem der Verschläge hört man tiefe Männerstimmen. Die Bretter geben auf den leisen Druck nach. Man steht in einem Raum, der sich von den anderen, eben verlassenen dadurch unterscheidet, daß auch eine Art Schrank in ihm zu sehen ist und ein Tisch den Gipfel der Behaglichkeit bezeugt. Auf einer eisernen Bettstelle liegt angezogen ein grauhaariger Mann, mit Hut und Kaftan angetan; neben dem Tisch steht ein Soldat und auf einem anderen Lager hockt ein Alter. Sie scheinen in eifriger Unterhaltung zu sein, die jäh unterbrochen wird. Der Soldat verschwindet, der Alte verhält sich schweigend, nur der Liegende erhebt sich schwerfällig.

Es ist der Herbergsvater. Eine schwere Hautkrankheit zerfrißt sein Gesicht. Man sieht kluge und gutmütige Augen unter der breiten Krempe des schwarzen Hutes hervorleuchten. Fransen eines weißen Bartes verschlingen sich mit den Schläfenlocken. Seine Stimme ist heiser, seine Sprache schmerzlich gedehnt, sie wird vernommen, als ob alte Klagelieder erklingen würden.

Seit 21 Jahren ist er in Wien, seit 12 Jahren Inhaber des Quartiers. Vor einem Jahre ist seine Frau gestorben. Seither versieht er allein mit seinem 15jährigen Buben die Geschäfte des Wirtes. Aufgeräumt kann nie werden. Wer sollte es denn auch tun? Es geht alles seine schiefen Wege. Was liegt daran? Er ist Philosoph geworden seitdem er Anschauungsunterricht im Leben genossen. Er, der das Übermaß des Leidens beherbergt und auch sein eigen Teil an Menschenweh getragen, hat sich bescheiden gelehrt. »Ein Massenquartier? Ja, ein Massenquartier!« — zuckt er mit den Achseln, als ob er sich trotz der vergangenen 12 Jahre noch nicht daran gewöhnt hätte. »Was soll ich tun? Kann ich es anders machen? Herr, ich bin ein kranker Mann. Ich gehe nicht auf die Straße, denn ich will nicht sehen, wie sie sich abwenden, um mir nicht ins Gesicht zu schauen. Die Sonne scheint draußen, Herr, für mich scheint sie nicht. Ihnen trau' ich,« sagt er — »Sie sind nicht von der Polizei.« »Und wenn auch,« unterbricht er sich — »was kann die Polizei tun?« »Sie kennt mich, sie weiß, N. N.: Massenquartier! Nun gut, Massenquartier. Was soll ich tun? Massenquartier — — —.« Man hört, wie das Wort zwischen den Zähnen zergliedert wird, wie, wenn ein geheimer Sinn in den Lauten gesucht würde.

Er ist ein frommer Jude, der greise Mann. Gesprächig zählt er seine Verdienste auf. Er lerne täglich, weil er ja tagsüber Zeit hat, aus etlichen Sforim (heiligen Büchern), mitunter höre er auch zu, wie der verkommene Philosoph, dessen Fetzen in einer der Kammern herumliegen, mit manchen Gästen Gespräche führe und sie unterrichte. Er selbst ist allerdings mehr für das Gemorelernen (Talmudstudium). Zwei Töchter hat er, denen war es bei ihm nicht gut genug, die sind weg von ihm. Damit sie nicht aus Erwerbsgründen die Weihe des Sabbath schänden, unterstütze er sie von seinen

Einkünften mit der Fehlsumme, die sie der Frömmigkeit des Vaters wegen einbüßen. Er hoffe, daß es ihm »einst« als Tugend angerechnet werden wird, daß er trotz der polizeilichen Beanstandungen wegen vorschriftswidriger Überfüllung, noch nie die obdachlosen gojischen Straßenjungen in den Schnee der Winternacht hinausgejagt hat. Nicht des Geldverdienstes wegen räume er ihnen auch den Fußboden als Schlafstelle ein, sondern nur aus Erbarmen, da er leider ein weiches Herz habe. Ja, er gebe wohl auch Geld her und verzichte sehr oft auf den Schlaflohn, wenn der Obdachsuchende nichts hat, obwohl er 360 Kronen vierteljährlich Zins zahlen muß. Traurig erinnert er sich des Unverstandes der Menschen noch aus der Zeit her, da er mit ihnen verkehrte. Er erzählt von einem Polizeiinspektor, der anläßlich eines ärgerlichen Vorfalles bei einer Nachtstreifung gesagt hat: »Die gehören alle auf einen Galgen aufgehängt, die Kerle!« Auch eine Variation des écraser l'infâme. Ja, er könnte erzählen von Menschen, die er im Jammer ihrer Nacktheit gesehen, vom Schmutz des Verbrechens, von der Dummheit der Unwissenden. Mitunter plaudern sie, er und der herumvagierende Kandidat der Philosophie, über die »anderen« Menschen, das sind die, die jenseits des großen Striches leben.

Ein etwa 17jähriger Bursche tritt ein. Aus seinen Augen lauert die Katzentücke des raublüsternen Feindes. Ein Feilschen wegen einer schwebenden Forderung geht an. Unterdes suchen wir das Weite.

Die Schäbigkeit der Schiffgasse erscheint einem nunmehr als ein Elysium der Freiheit. Nach den jauchigen Gerüchen der verwahrlosten Abtritte, empfindet man den schärfsten Kanalgestank nicht mehr.

*

Die kleineren Quartiere der engsten Umgebung, die wir gesehen haben, sind ungleich einfacher. Nur die vielen Bettstellen, die wegen der Ungeziefer in einiger Entfernung von den Wänden stehen, sind für sie bezeichnend. Im gleichen Hause um die Ecke, in der Nickelgasse, in der Schiffamtsgasse, in der Herminengasse, in der Großen Sperlgasse und in der Zirkusgasse sind jüdische Massenquartiere. Es sind meistens kleinere und größere Privatwohnungen, die auf diese Weise mit oder ohne Erlaubnis der Polizei dem armseligen Erwerb ihrer Inhaber dienen. Die letzteren geben sich als harmlose Wohnungen mit »einigen« Bettgehern. Alle aber sind überfüllt. Keines kennt die Sorge um die Kundschaft.

*

Man hält in der Regel die Romantik der vorstädtischen Kriminalgeschichten für unecht. In der Tat bietet Wien dem oberflächlichen Beschauer — mag dieser der einheimischste Urbewohner

sein — wenig Gelegenheit sein festgefügtes Bild von der Ordnung der Dinge zu ändern: es hat ein jeder sein Heim, je nach den Umständen, mehr oder minder gemütlich, jeder sein Nachtmahl, womöglich auch sein Stammbeisel. Es ist alles in Ordnung. Von halb verfallenem Gemäuer oder von unterirdischen Höhlen, von doppelten Eingängen und von der ganzen Unsicherheit eines dunklen Daseins — ist nichts zu sehen. Wie aus einer anderen Welt kommend klingen die Berichte von Obdachlosen und Massen-quartieren, von polizeilichen Nachtstreifungen und von eingefangenem Menschenelend an das Ohr des guten Bürgers.

Unweit* einer der Brücken, die über den Donaukanal führen, steht an einer Gassenkreuzung ein recht altertümliches, ziemlich baufälliges Haus. Ein großer Hof mit unbekannten Fortsetzungen wird auf drei Seiten von offenen Gängen umsäumt. Links vom Tor in der einen Ecke des Hofes, halb verdeckt vom Tragbau des Hausganges, führt eine schmale Holztüre — ohne Klinke — in den Küchenraum des Quartiers. Die Wirtin, eine kleine Frau mit zer-rauftem grauen Haar, anfangs naturgemäß ein wenig mißtrauisch, erkennt wohl in den fremden Besuchern bald Freunde und nicht Feinde, die sie ja unentwegt zu fürchten hat; ihre Auskünfte bleiben aber dennoch unsicher und voll Widersprüche. Ungemein auffallend war nur die gewählte Ausdrucksweise, der sie sich bediente. Durch das Gewirr von Notlügen und Ausflüchten, durch das Gestrüpp der wider-sprechendsten Andeutungen blickte man in ein Menschenschicksal: sah, wie eine Lehrerin zur lumpenbedeckten Wirtin eines Schlafquartiers wird, wie ein Buchdruckergehilfe, erwerbsunfähig durch eine Blei-vergiftung, ein Leben ablebt, an dem außer dem Anfang so ziemlich alles fragwürdig ist: fragwürdig die Höhe des Einkommens, frag-würdig dessen Quellen, fragwürdig was die Nachtstreifung der Polizei ergeben, was der Hausinspektor morgen sagen lassen wird, was wohl der neue Schlafgast wegtragen mag, welche Gefahr das nächste Klopfen an der Türe anzeigt. Ständige Unsicherheit, ewiges Lauern auf der Hut, immerwährendes Gejagtsein!

Das Äußere: Der Hauptraum stellt einen niedrigen, stark ge-wölbten Gassenladen dar, der auch tatsächlich früher als Werkstätte benützt wurde und jetzt durch eine Holzwand in zwei Teile geteilt erscheint. Die Öffnungen sind zumeist vermauert. Die doppelt finsteren Mauerecken und die rauchgeschwärzten Bogen der Decke verbreiten tief-düstere Schlagschatten. Eine Türe führt aus dem größeren Raum, in dem bloß Männer schlafen, unmittelbar auf die Straße. Das Quartier ist eben ein Sack mit zwei Löchern. Die schmierige Unreinlichkeit, den Küchenrauch und die auch sonst drückende Luft empfindet man immer quälender. In dem kleineren

---

* Die folgende Schilderung erschien zuerst im »Abend« vom 14. Juni 1918. Siehe Bilder Nr. 26 und 28.

Zimmer liegt ein Mann schnarchend auf dem Sofa. In der Dunkelheit ergänzt man ungezwungen einen großen Vollbart zu den nur undeutlich sichtbaren Gesichtszügen. Der Küchenraum, zugleich Schlafstätte der weiblichen Gäste der Vermieterin, bietet außer dem Kochherd nur noch einem Bette Platz, einem Bette jedoch, das dem Mutigsten Schrecken einzujagen imstande ist.

Ich habe zwölf auch tagsüber aufgestellte Schlafstellen gezählt, von welchen eine z. B. die Nische eines blinden Fensters ausgefüllt hat. Die Frau behauptet in ihrer ständigen Angst vor Nachstellungen, bloß sechs bis acht »Bettgeher« zu halten. Bei der Brotkommission sind 14 Personen angemeldet. Die Nachbarn und andere kundige Quellen erzählen von 30 bis 40 Schläfern, deren Kommen und Gehen wohlweislich auf die beiden Enden des Sackes verteilt wird. Hieher kommen junge unterkunftslose Burschen, bärtige Juden aus dem Osten, auch ständige Gäste, Menschen, die für ihr Nachtlager nicht mehr als 40 Heller bezahlen können und daher auch keine großen Ansprüche machen. Hier kann der Bettler seine täuschende Krücke ablegen, niemand beachtet ihn; hier kann auch unbelauscht ein neuer Plan geschmiedet werden, um der Hetze des Lebens einen kleinen Mehrgewinn abzujagen.

Aber in all dem Unrat und schrecklichen Wesen wachsen auch zwei junge Kinder auf! Kinder des Elends! — Das Schlafquartier der Eltern ist ihre Kinderstube, die vielen fremden Menschen sind ihre Schlafgenossen. Unflat streift an ihre Ohren und Schmutz besudelt sie.

»Die Seele eines Kindes ist heilig und was vor sie gebracht wird, muß wenigstens den Wert der Reinigkeit haben«, sagte Herder, zu einer Zeit allerdings, da man noch von Seele und Kind, von heilig und Wert und Reinlichkeit zu sprechen pflegte.

Menschen im Elend braucht man nicht zu suchen, es gibt ihrer genug. Im gleichen Hause befinden sich noch drei Quartiere der gleichen Art. Und gegenüber zerbröckeln die Trümmer des ehemaligen Bezirkspolizeigebäudes, in dessen Keller noch unglücklichere Menschen hausen. Solche, deren Anteil am Leben nicht einmal die 40 Heller fürs Nachtlager im Massenquartier abwirft. Fehlende 40 Heller im Zeitalter der fliegenden Millionen! Eben die gleichen fehlenden Heller, aus welchen die überflüssigen Kronen der anderen werden und sich vermehren. Solche, denen Elend zu Erbschaft wurde und Lumpen zu Besitz.

*

Das Massenquartier Novaragasse 45* nennt sich vornehm Hotel Garni. Die Tafeln am Haustor kennzeichnen es als Fremdenherberge. Der gestrenge Portier, sowie die Maße des Unternehmens lassen sofort erkennen, daß man es hier mit einer anderen Gattung von Asylen zu tun hat. In der Tat ist der Betrieb rein äußerlich unver-

* Siehe Bild Nr. 30.

gleichlich ansehnlicher, als in den dunklen Verbrecherhöhlen der Schiffgasse oder Sperlgasse. Das Quartier ist in einem zweistöckigen Hintergebäude untergebracht. Ein Betreten der Säle bei Tag ist streng verboten. Überhaupt herrscht hier eine strenge Hausordnung. Der Quartiereigentümer wohnt im Vorderhaus. Wie gut sein Geschäft sein mag, kann man an den Preisen erkennen. Das Quartier hat sechs Säle zu 40 bis 44 Betten. Es schlafen hier also allnächtlich zirka 250 Männer — Frauen sind ausgeschlossen. — Für einen Strohsack werden 80 Heller, nach Torsperre K 1·— eingefordert. Für die besseren Betten wird bis zu K 1·50 für die Nacht bezahlt. Jeder Besucher erhält ein absperrbares Kästchen zu seiner Benützung. Die Größenverhältnisse eines Saales sind 20×6 m. Am Ende der Säle sieht man das sogenannte »ewige Handtuch«. Es ist dies ein großes, doppelt zusammengelegtes Leintuch, das über eine an der Decke befestigte Stange gedreht werden kann. Jeder Benützer schiebt es nach Gebrauch ein wenig weiter.

Die Leute, von denen manche schon seit Jahren Stammgäste sind, sind abgerüstete Soldaten, kleine Angestellte, Arbeitslose und herabgekommene Intelligenzler. Wir fanden auch einen Sollizitator, der offenbar wenigstens e i n e Defraudation hinter sich hatte, Aushilfsarbeiter war und nun beschäftigungslos ist. In einem Bette sahen wir Vater und Sohn, ein die Seele aufrührendes Bild, das geeignet ist, jedem den ruhigsten Schlaf zu rauben. Die Männer liegen meist nackt, ohne Hemd, im wochenlang nicht gereinigten Bett. Im Sommer soll es wegen der Ungeziefer unerträglich sein. Früher gab es auch Bettwäsche. Das hat aufgehört. Und nichtsdestoweniger wird das Quartier allabendlich bis auf den letzten Platz voll.

*

Ähnlich, wenn auch bedeutend kleiner ist das Quartier im 15. Bezirk in der Pelzgasse, in dem allerdings Juden nicht zu finden sind. Der Raum hat 20 Betten, zum Teile Strohsäcke. Ein Bett kostet für die Nacht K 1·50. An einen großen Saal schließen sich rückwärts kleinere Räume mit Betten bis zu K 3·— Schlaflohn an. Insgesamt hat das Quartier 44 Schlafstellen. Um 6 Uhr wird von dem Quartiermeister die unmittelbar auf die Gasse führende Tür geöffnet, um 8 Uhr ist schon alles voll. Im Raum herrscht ein schrecklicher Naphthalingeruch. In einem Nebenraum des Quartiers wohnt die Wirtin. Deutlich hört man das Musizieren der wohlhabenden Familie bis in den Saal hinaus. Die jungen Burschen und Soldaten, die die Herberge bevölkern, sind selig, daß sie wieder für eine Nacht Unterkunft gefunden haben und machen sich über den Gegensatz ihres Elends zu dem behaglichen Heim in der Nachbarschaft sowie über den Lauf der Welt wenig Gedanken. Sie sind

froh, wenn sie die täglich inspizierende Polizei, die bekanntlich für die Ruhe und Sicherheit der Bürger zu sorgen hat, unbehelligt läßt.

❋

Besuchen wir noch zwei sogenannte Fremdenherbergen in Favoriten. Es sind natürlich Quartiere. Das in der Quellenstraße befindliche, das ein ganzes Haus einnimmt, besteht, abgesehen von kleineren Zimmern, die natürlich gleichfalls zu Schlafstätten benützt werden, aus vier großen Schlafsälen. Einer erstreckt sich im Keller, einer ebenerdig und je einer im ersten und zweiten Stock. Der volle Belag beträgt 191 Schläfer. Fürchterlich ist die Stickluft in den Sälen. Ein trübes Wachslicht ersetzt die Petroleumlampe. So sieht die Not unserer Zeit hier aus.

Die größten Säle haben 68 Bettstellen. Für die Vermietung wird hier draußen nur 60 und 70 Heller berechnet. Anscheinend haben die hier nächtigenden Hilfsarbeiter aller Arten noch weniger des viel verfluchten Geldes als ihre Schicksalsgenossen in der Leopoldstadt. Wir fanden hier einen 75jährigen Alten, der seit 1886, seit dem Bestehen des Hauses, hier wohnt. Es sind noch 20 dauernde Bewohner hier, die sich gar nicht einmal unglücklich fühlen, was ihnen manche Einrichtungen dieser Herberge erleichtern, durch welche sie über andere ihres Schlages hervorragt. So gab es hier zu besseren Zeiten sogar eine Douchebadegelegenheit. Im Keller ist großer Lärm. Dort befindet sich die Kantine. An den Tischen sitzen die armseligen Gestalten, den »Taxameter«* am Leibgurt hängend, im Lichte greller Gaslampen. Die enge Stiege keuchen sie dann bierbeladen hinauf. Der Quartiermeister erzählt von verkannten Genies und verkommenem Streben. Die Legitimation eines gewesenen Oberleutnants, eines Neffen Moltkes, die als Pfand für nichtbezahlten Schlaflohn in der Kanzlei erliegt, wird uns als besondere Merkwürdigkeit gezeigt.

❋

Beim »Herbsthofer«** in der Favoritenstraße. Zwei mächtige Schlafsäle zu 93 Bettstellen, ein kleinerer, der 66 Schläfern Obdach gibt und 5 Zimmer. Allnächtlich kommen hier 300 Personen zusammen. Der große Saal ist 29 m lang, 12·5 m breit und 3·6 m hoch. Von den 93 Schläfern des Saales sind 80 ständige Gäste. Auf dem 84er Bett liegt ein alter Mann, den sie den »Heinrich« nennen. Seit 20 Jahren, immer auf diesem Drahtgestell ohne Strohsack, es stellt sozusagen sein Heim dar. Allerdings muß er sich die Befugnis, es zu benützen, jeden Abend, oder wenn er mehr Geld hat, jede Woche neu erkaufen. Der feuchte Saal in dem schupfenähnlichen Nebengebäude (man könnte auch stallähnlich sagen) ist

* Gefäß, das zum Abzapfen der Bierreste dient.
** Siehe Bilder Nr. 31 und 32.

trotz der fürchterlichen Ausdünstung der 93 Schläfer im Winter sehr kalt. Um 8 Uhr morgens muß alles geräumt sein. Die Kleider hängen auf eisernen Haken über den Betten, die in greulicher Enge aneinandergepickt sind. Eiserne Traversen stützen die Decke. Es ist wenig freundlich hier. Es ist nicht recht vorzustellen, wie es Vielen eine Heimstätte fürs Leben sein soll. Wir stehen vor einer Reihe wildbärtiger Männer, von denen keiner weniger als 10 Jahre Bewohner dieses Quartiers ist. Die arbeitslosen Arbeiter und Hilfsarbeiter und geistigen Arbeiter (es liegen auch zwei Juden hier) denken aber gar nicht an das Elend ihres Wohnens. Sie denken an die Gefahr ihres Hungers. Es ist natürlich auch eine Kantine hier. Aber zum Kaufen gehört Geld. Woher nehmen? Teuerung, Valutaentwertung, Blockade, Finanzruin, politische Unsicherheit, das alles heißt hier in der Sprache der Tatsachen Hunger. Hunger des Abends, Hunger in der Früh. Immer Hunger. Schaudernd gedenken sie des 40jährigen Hofer, der aufs Klosett ging und dort an Entkräftung starb, des »Simon«, der sich abends hinlegte und frühmorgens tot war. Die Hungersnot geht um. Sie fordert ihre Opfer erst bei den Elendsten der Elenden, bei den Schwächsten der Schwachen. Die anderen können warten, bis die Lebensmittelhilfen kommen; das ist die Gleichheit der Staatsbürger, die Freiheit des Brotlosen zu verhungern, die Brüderlichkeit des satten Spießers, der im weiten Bogen ausweicht, sieht er einen zerschlissenen Gesellen zufällig auf seinem Verdauungsspaziergange. Die Stumpfheit ist der größte Feind der Menschen. Und beide sind stumpf, der vom Elend Niedergetretene und der ahnungslose, nichtswissenwollende, um seine Ruhe besorgte Bürger.

Die Luft ist zum Schneiden. Der Atem geht schwer. Wir flüchten auf die Straße. Menschenwürde kann hier nicht aufkommen. Sie würde von der grauen Hoffnungslosigkeit grausam kastriert, wenn sie etwa versuchen würde, sich aufzulehnen. Das Elend hat ein Bleigewicht.

*

Lesen wir, was Kalkstein (Ledigenheime, i. d. Sammlung Kultur und Fortschritt 1908) über die modernen und in jeder Beziehung vollkommenen Rowtonhäuser in London erzählt, deren erstes in Vauxhall 1893 von dem verstorbenen Lord Rowton begründet wurde. Das ganze Unternehmen wurde dann in eine A.-G. mit sechs Millionen Mark Kapital umgewandelt, und verfügt in 5 Logierhäusern über 3793 Betten.

»Betritt man ein solches Logierhaus im Erdgeschoß, so kommt man durch ein Vestibül in die Kanzlei, wo sich der Mieter für 50 Pfennig sein Schlafbillett lösen muß. Er erwirbt hiedurch das Recht auf die Benützung sämtlicher Räume bis zum nächsten Abend. Mieter, die ein für allemal bestimmte Schlafkabinen zu haben

wünschen, können eine solche auch für Wochen, ja für ein Jahr, doch ohne Preisermäßigung mieten.

Zu den Tagesräumen gehört vor allem der fast 500 m^2 große Speisesaal, in dem an Tischen zu je 8 Personen 440 Menschen Platz finden.

Ein 150 m^2 großes Rauchzimmer ladet die Raucher zu behaglicher Rast.

Im Erdgeschoß liegt auch der 240 m^2 große Lesesaal, der für 170 Personen an Tischen Platz bietet.

Im Souterrain liegt der große Waschraum. Er hat elfmal 122 m im Geviert. Hier sind an 8 Tischen 80 Waschbecken verteilt, die alle Zufluß von kaltem und warmem Wasser haben. Eine genügende Anzahl von Handtüchern und von Bänken zum Ablegen der Sachen ist vorhanden. Eine besondere Annehmlichkeit für die Logiergäste bietet der Fußwaschraum, in dem 12 Fußbadewannen aufgestellt sind. Für 10 Pfennig ist auch die Gelegenheit zu einem Vollbade gegeben. Die Kabinen selbst sind fast ohne jede Verschiedenheit. Die Kabine ist 1.52 m breit, 2.29 m lang und hat 3·5 m^2 Flächenraum.

Glasgow schuf in der Zeit von 1871—1879 sieben kommunale Logierhäuser für etwa 2400 Personen, die bei einer Verzinsung des Grundstückwertes mit 5 % und 1 % Amortisation einen Reingewinn von 4½ % (ähnlich den Rowton-Häusern) abwerfen.«

Glücklich haben wir ein modernes großes Ledigenheim in der Brigittenau, wird es kaum einige Jahre nach der Eröffnung dem Kriegsmoloch geopfert. Ebenso wie das Asyl für obdachlose Familien im XX. Bezirk während des Krieges von italienischen Flüchtlingen belegt war. Da man die städtischen Asyle und Werkhäuser nicht zu den modernen Anstalten zählen kann, bleibt nur noch das Männerheim in der Wurlitzergasse zu erwähnen. Dieses allerdings ist eine Vollkommenheit für sich. Nach dem Muster der vorerwähnten Rowton-Häuser gleich dem Männerheim in der Meldemannstraße von der Jubiläumsstiftung für Volkswohnungen und Wohlfahrtseinrichtungen erbaut, ist es mit einer Straßenflucht von 152 m und einem Baugrund von 3950 m^2 ein Rieseninstitut. Seinen Maßen entspricht auch die Güte seiner Einrichtungen, seine Organisation, kurz sein Wert. Es ist für 890 Schlafgäste eingerichtet. Die Schlafabteile sind kleine Kabinen, die in Sälen eingebaut sind; die 813 gewöhnlichen Kabinen für die man K 3·— für die Woche bezahlt, sind auf 45 Säle verteilt. Außerdem sind 77 Spezialabteile vorhanden, die für K 4·50 wöchentlich vermietet werden, die etwas reichhaltiger eingerichtet und geräumiger gebaut sind. Die Nachtpreise betragen 60 Heller, resp. 80 Heller. Für diesen lächerlich geringen Betrag steht den Gästen, die sich aus allen Schichten des arbeitenden Volkes zusammensetzen (es wohnen aber auch Offiziere und geistige Arbeiter hier), die Einrichtung eines modernen

Hotels zur Verfügung, wie z. B. ein Saal für Raucher, ein Saal für Nichtraucher, ein Lesesaal, ein Schreibsaal, ein Besuchszimmer, ein Speisesaal mit eigenen Kochgelegenheiten für Schlafgäste, die sich ihre Mahlzeiten selbst bereiten wollen, eine Kantine, ein Gepäcksmagazin, eine Fahrradremise, je ein Kasten=, Umkleide= und Putzraum, Friseur, Schneider, Schuster, Wäscher, alle möglichen Bäder und Desinfektionsabteilungen, ein ärztlicher Dienst, Marodenzimmer, nicht zu sprechen von den allerneuesten Warmwasser=, Beleuchtungs=, Telephon= und Uhrenanlagen. Es ist ein kleines Paradies für sich, das Heim, dessen Herstellungs= und Organisationskosten samt Nebengebühren im Jahre 1910 K 1,385.000 betragen haben. Und es ist mit einer Liebe und Voraussicht erbaut, die jeden Besucher bezaubern muß. Die Wände sind hell verkleidet, bis auf das Rauchzimmer, das sinngemäß braun gehalten ist. Die Bilder, die reichlich die Wände schmücken, sind durchwegs Wiedergaben wertvoller Gemälde. Heute leiden die Leute allerdings unter dem Wäsche= und Kohlenmangel. Aber schließlich, wer nicht? In dem Heime wohnten im Frühjahr 1919 gegen 40 Juden. Es sind dies Privatbeamte, Handelsangestellte, Agenten, Pfründner, Hilfsarbeiter und Handwerker. Wenn man immer dunkle Farben zu sehen gewohnt ist, freut man sich der Lichtpunkte im nebligen Grau des Elends umso nachhaltiger. Bemerkt muß werden, daß das Heim ein durchwegs normales Erträgnis liefert. Ohne wohltätig zu sein, ist es im wahrsten Sinne des Wortes eine Wohlfahrtsanstalt.

*

Man lernt viel bei den heimatlosen Gesellen, die wortwörtlich als Gäste durchs Leben gehen. An ihren natürlichen Bedürfnissen bereichern sich die Festverankerten, die Wirte. Warum sie nicht auch den ehrsamen Weg der bürgerlichen Tugend beschreiten — wer könnte mit ihnen darüber rechten? Niemand tut, was er will, jeder nur das, was er kann. Meistens aber kann man nicht, man muß. Denn strenger als alles andere, sind die eisernen Prügel des Lebens.

e) Der blinde Bettler von der Produktenbörse*.

Durchschreitet man den Hof der Produktenbörse, der die Taborstraße an ihrer am stärksten begangenen Stelle mit der Großen Mohrengasse verbindet, so erblickt man gleich in der Einfahrt zur rechten Hand eine zwerghaft wesenlose Gestalt, den Schatten eines Menschen, den blinden Bettler von der Produktenbörse. Ihm zur Seite liegen auf dem Steinboden die irdischen Reste einer Fiedel und das internationale Wappen der von den Almosen der Straße lebenden Verworfenen, der sprichwörtlich gewordene Bettelstab.

* Erschien zuerst im »Abend«, 8. Februar 1918. Siehe Bild Nr. 25.

Um in dem Februarfrost die Eigenwärme des Körpers nicht zu verlieren, pendelt er mit dem Oberkörper vor und zurück und haucht seinen Atem auf die in Sackfetzen gesteckten Finger. Ein Sohn des Ahasver-Volkes, ein dreifach Ausgestoßener der menschlichen Gesellschaft.

Mein Weg führt häufig durch dieses Durchhaus, und so fiel er mir auf. Ich sah, wie von den Vorübergehenden, Besuchern der Börse und ihres Kaffeehauses, von all den glücklicheren Stammesbrüdern des blinden Fiedlers, ihn, den geduldig Wartenden, kaum jemand eines Blickes, geschweige denn eines Geschenkes würdigte. Er ist auch so unansehnlich, daß man ihn förmlich suchen muß, ehe man ihn erblickt. Mich lockte es, zu erfahren, wo und wie lebt dieser Berufsbettler in den Stunden und Nächten, da er nicht mit ausgestreckter Hand auf milde Gaben wartet. Welches sind seine Schicksale, welches seine Freuden und Leiden? Ich beschloß, ihn anzusprechen . . .

Und er führte mich dahin, wo das Grauen haust: in ein schmutzstarrendes Massenquartier der Leopoldstadt.

Ein dunkler Raum, der sich alsbald als Küche entpuppt. Zwischen Herd und Kasten einige Fetzen als Bettstatt. Im Zimmer und in einer an die Küche grenzenden Kammer einige offene Betten. Eine alte russische Jüdin und ihr »Mann« sind die Inhaber der Wohnung. Nach den nichts weniger als glaubwürdigen Aussagen der Wirtin kommen bloß vier bis fünf — wie sie sagt — »ganz anständige Leute« zu ihr schlafen. Sie zahlt 50 Kronen monatlich Miete und nimmt 60 bis 80 Kronen ein. Die Männer, die im Zimmer wohnen, zahlen ihr K 3·50 und die in der Küche bloß K 3·— für die Woche. Soweit die Mitteilungen der Frau.

Nachbarinnen, Hausmeister und der Küchenschläfer Markus Seidenwurm — der Bettler von der Produktenbörse — erzählen aber ganz andere Geschichten: Außer den regelmäßigen Bettgehern genießen noch eine ganze Reihe von lichtscheuen Existenzen, über deren Zahl die Angaben schwanken, die allabendliche Gastfreundschaft der Vermieterin. Hier wird Nächte hindurch gespielt, gerauft und geschrien, und der müde Bettler, der blinde Markus Seidenwurm, findet, auf seinem bezahlten Küchenlager kauernd, auch in der Nacht keine Ruhe. Er kann weggehen, wenn es ihm nicht gefällt, aber beschweren darf er sich nicht; es ist ja auch recht und billig so: er zahlt doch bloß K 3·— für die Woche, die anderen aber K 3·50. Unterschiede auch hier noch!

Und er erzählt mir von seinem Leben:

In Lemberg hat er Frau und Kind, eine achtzehnjährige Tochter, beide krank, das Mädel im Spital. Er zeigt mir Jammerbriefe: »Fater, rete mich!« . . . Solange er noch nicht ganz blind war, ging er in die Gasthäuser der Leopoldstadt fiedeln. Er kann wohl nur zwei Melodien und auch die herzlich schlecht, doch ging's ihm damals

noch gut, er »verdiente« bis 30 Kronen die Woche. Jetzt geht's schlechter. Obwohl er seinen Posten wechselt, fällt seine krüppelhafte Gestalt dennoch auf, den Schutzleuten nämlich. Dann wird er auf 48 Stunden in den Arrest gesteckt; da kann er wenigstens seine Glieder ausstrecken. Er leidet nie Hunger, Bekannte helfen ihm stets irgendwie aus. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich ihn in den nächsten Tagen wieder auf seinen Posten sitzen sah, rings um ihn das geschäftige Treiben verdienender, arbeitender und arbeitsloser Menschen, wurde ich mir neuerdings schärfer denn je bewußt, daß nicht der Berichterstatter, der die Tatsachen bloß mitteilt, die so wirksamen Gegensatzbilder malt, sondern das grausame Leben.

f) Dirnen.

Innerhalb des jüdischen Elends fehlt nichts von der Mannigfaltigkeit, die das nichtjüdische Elend aufweist. Kein Volk kann, so lange es wirtschaftlich unfrei ist, — unfrei ist es aber, so lange es nicht eine gerechte Wirtschaftsordnung aufbaut — von Laster, von Verbrechen und von ihren ständigen Begleitern, den Krankheiten, frei sein. Denn die Quelle aller dieser trüben Gewässer ist die Not, die Züchterin von Krankheit, Laster und Verbrechen. Not aber ist die Folge der wirtschaftlichen Anarchie, in der die heutige Welt lebt.

Vom Bemitleiden hat der Bemitleidete nichts. Vielleicht noch mehr der Bemitleidende. Das Bemitleiden ist die typische Ausdrucksform der bürgerlichen Einstellung zum Jammer des elenden Lebens der andern. »Es ist leicht mit den Leuten Mitleid zu haben und so schwer Gedanken mitzufühlen« (Wilde). Verstehen aber ist die große Aufgabe, zu der sich alle aufringen müssen, sollen sie den zukünftigen Dingen gewachsen sein. Verstehen, Einfühlen, Begreifen. Vom Verzeihen ist hier nicht die Rede, denn es liegt nichts vor, was erst verziehen werden sollte. Notwendige Folgen gegebener Voraussetzungen sind kein Gegenstand großmütiger Verzeihung Unbeteiligter und es ist niemand da, der für sich das Recht zu verzeihen beanspruchen könnte. Denn niemand ist schuldlos. Etwa das Bürgersöhnlein, für das Dirnen in der Naturordnung ebenso notwendig begründet sind, wie englische Wasserklosetts? Einfach unentbehrlich?!

Die Geschichte von fünf jüdischen Prostituierten, die sich derzeit in Pflege eines Wiener Spitals befinden, schmucklos und schlicht erzählt, soll das Verständnis erleichtern und nicht falsche Rachmonesgefühle mit den »bedauernswerten Opfern« erwecken. Es macht keinen guten Eindruck, wenn der Opferer sein Opfer bedauernswert findet.

Die eine ist 20 Jahre alt und ist in Wien geboren. Ihr Vater

kümmerte sich nie um sie. Die Mutter, die Schneiderin war, ist schon seit 10 Jahren tot. Seither lebte sie bei ihrer Großmutter, die sie schlecht behandelte. Mit 15 Jahren von der Bürgerschule verabschiedet, trat sie in ein Modegeschäft als Lehrmädel und später als Verkäuferin in ein Schuhgeschäft ein. Hier blieb sie vier Jahre. Sie erzählt, daß man mit ihr zufrieden war. Allerdings konnte sie das nicht behaupten, da sie nur 100 und später 150 Kronen Gehalt bekam. Sie trat aus dem Geschäft, blieb eineinhalb Monate stellenlos, wohnte bei fremden Leuten, verkaufte die Kleider, verzehrte die Ersparnisse. Der Weg zum Café Abbazia war damit gegeben. Der erste Mann hat ihr gefallen, es hat ihr leid getan als er fortging. Nun verdiente sie 60 bis 80 Kronen täglich. Es war wieder alles gut. Wohl war es ihr zuwider, aber in Stellung zurückzugehen war nimmer möglich und schließlich auch nicht sehr verlockend. Sie wurde im Hotel Lloyd aufgegriffen. Die Ärztin sagt, sie mache einen ruhigen, mehr trostlosen und ängstlichen Eindruck. Sie ist ja auch erst 20 Jahre alt.

Ein ähnliches Schicksal hat die 22jährige N. erlebt. Ihre Mutter ist schon 17 Jahre tot, ihren Vater haßt sie und möchte unter keinen Umständen zu ihm zurück. Denn er hat sie und ihren Bruder aus dem Hause gewiesen, nachdem er eine zweite Ehe eingegangen. Und die Stiefmutter mag sie schon gar nicht. Ihre 86jährige Großmutter ist sehr gut zu ihr und sie besucht sie auch im Spital. Sie betrat schon mit 17 Jahren die schiefe Ebene, die letzten Endes zu Krankheit und Siechtum führt.

Ein von der Großstadt verführtes Provinzkind, keine durch Not verursachte Prostitution, verkörpert die 23jährige, im Einverständnis mit der Mutter aus der besetzten Slovakei nach Wien geflüchtete M. N. Sie ließ sich in einen Handelskurs einschreiben, den sie nie besuchte. Ihr gefiel das Leben der Straße, der Genuß, der Reiz des Abenteuers. Sie konnte das Vergnügen nicht lange genießen, denn als sie sich bei einer polizeilichen Streifung nicht ausweisen konnte, wurde sie als Kranke dem Spital eingeliefert.

Auch die 20jährige Verkäuferin L. hatte schon mit 17 Jahren ihre erste Bekanntschaft gemacht. Berufsmäßig betrieb sie allerdings das Geschäft erst seit Ende 1918. Als uneheliches Kind einer armen Mutter hatte sie Stenographie und Maschinschreiben gelernt ohne einen Posten zu bekommen. Sie ging notgedrungen mit 150 Kronen Gehalt als Verkäuferin in Stellung, die ihr mit November 1918 gekündigt wurde, weil sie zu schwächlich befunden wurde, die geforderte schwere Arbeit zu leisten. Die Widerstände waren nie sehr groß. Nun waren sie ganz beseitigt. Sie ging auf die Straße. Angesprochen und ins Hotel eingeladen, leistete sie Folge. Sie bekam 20 bis 30 Kronen, oft aber auch nur 10. Sie kam mit dem Geld nach Hause und die Mutter nahm es schweigend an. Wenn man als arbeitender Mensch

nicht genügend zum Leben bekommt, wohl aber als nichtarbeitender; so muß man sich eben der Welt anpassen und vernünftig sein. Vielleicht liegt dies in der Ordnung der Dinge. Dagegen zu hadern ist zwecklos.

Ein düsteres Familienbild entrollt auch das Schicksal einer 26jährigen Kürschnerstochter. Ihre Mutter ist krank. Sie hat einen Bruder, der Angestellter in Wien ist und einen in Deutschland. Sie wurde von ihrem Vater, der ein Säufer ist, stets geschlagen. Die Mutter half hierbei mit. Sie besuchte nach der Bürgerschule die Fortbildungsschule und ein Jahr lang die Handelsschule. Acht Jahre war sie in Stellung. Mit 90 Kronen monatlich begann sie ihre Laufbahn, mit 300 Kronen wurde sie durch den Zusammbruch jäh beendigt. Sie hatte mit 21 Jahren ein Verhältnis mit ihrem Bräutigam, den auch ihre Eltern kannten. 1914 ist er gefallen. 1915 trat sie in eine Militärkanzlei. Dort wurde sie moralisch und gesundheitlich zu Grunde gerichtet. Als auch dieser Verdienst infolge der Einstellung der militärischen Betriebe aufhörte, konnte sie sich nimmer aufraffen, das Leben wieder zu beginnen. Sie setzte fort, wo sie aufgehört hatte: Weibliche Hilfskraft in der Etappe, d. h. staatlich bestellte Dirne zu sein. Die staatliche Betrauung fiel weg, die Dirne blieb. Mit einer Luesinfektion kam sie ins Spital.

Wir besuchen eine merkwürdige jüdische Behausung in der Novaragasse. Es ist eine zweizimmrige Wohnung, in der eine Hausiererin wohnt. Sie hat sich recht besondere Mitbewohner angeschafft. Es wohnen bei ihr zwei Prostituierte und zwei Kostkinder, der fünfjährige C., der weggelegte Sohn einer Tänzerin, und die neunjährige Sch. Man tritt in das finstere Vorzimmer, in dem ein zerfranster Diwan steht, aus dessen Risse das Roßhaar quillt. Kein Mensch rührt sich. An einem Wochenvormittag. Auch dann nicht, wenn man in das rechts gelegene Zimmer tritt. Auch die Küche ist menschenleer. Nachdem man die links befindliche Türe geöffnet, löst sich das Rätsel. Hier wird einfach bei Tag geschlafen. In dem einen Bett liegt halb angekleidet, in unzweideutiger Stellung eine der Schlafkolleginnen der von der Gesellschaft versorgten Kostkinder. Daß beide Schlafkolleginnen syphilitisch sind, scheint weder die Gesellschaft, noch die Kultusgemeinde, in deren Pflege sich die Kinder befinden, noch der Verein, der für sie Erziehungsbeiträge zahlt, besonders unerträglich zu finden. So geht alles weiter seine guten Wege. Der Vorstand ist mit seiner Tätigkeit zufrieden, die Gesellschaft tut wie immer, was sie kann, nämlich nichts, die Kostfrau benützt die Wohnung als Betriebskapital und die Kleinen haben nichts zu reden — und wer soll es für sie tun?

Haben je jüdische Wohltäter von jüdischen Dirnen gehört? Sie haben aber auch nichts von Kellerwohnungen gesehen, von Massenquartieren vernommen, das Schicksal verlassener Kinder empfunden? Haben sie denn je nachgedacht über das, was sie umgibt? Wissen

sie denn etwas? Wollen sie etwas wissen? — Fast scheint es als ob alle Hoffnung vergeblich wäre.

g) Flüchtlingsleiden*.

Alles hört man von den Flüchtlingen: daß sie schachern, daß sie wuchern, daß sie hamstern, daß sie gewinnen; nur das eine nicht, daß sie leiden. Wozu das auch den Denkfaulen sagen? Es steht geschrieben im Katechismus der Dummheit: Der Jud ist schuld! Was sollen dem noch die Apostel der Finsternis hinzufügen? Sie wollen doch, daß es dunkel bleibe und finster auf Erden. Denn im Lichte der Sonne könnte man ihre scheinheilige Wesenlosigkeit erkennen und ihre vieltausendjährige Blutschuld würde offen zutage treten. — —

Sie lebten in dem galizischen Städtchen ganz glücklich, so glücklich wie eben eine arme Witwe mit ihren erwachsenen Kindern leben kann. Ein Fleischerladen in einer Provinzstadt war damals eben nichts anderes als ein Fleischerladen. Die Erfindung, aus dem Nichtverkauf von Fleisch Goldberge zu türmen, war noch nicht gemacht. Damals glaubte man noch, Fleisch sei eine Ware und diese sei zum Verkauf da. Zwei Töchter hatten im Laufe der Jahre geheiratet. Man empfand das Leben nicht als Glück, man hatte wenig Veranlassung dazu; man freute sich nicht besonders des guten Essens, denn es war selbstverständlich und auch das Häuschen, so nett es war, wurde zum gewohnten Rahmen des alltäglichen Lebens.

Nun ist seit mehr als vier Jahren Krieg. Die Stadt ist abgebrannt. Sie ist nicht mehr vorhanden. Eine Tochter liegt in einem Lemberger Krankenhaus. Der Sohn, der männliche Hauptpfeiler der Familie, war eingerückt. Jetzt ist er verschollen. Die Mutter ist mit zwei Töchtern seit 1914 in Wien. Die Furien des Verfolgungswahns leuchten aus den gequälten Augen. Die Erlebnisse der Flucht sind nicht zu verwischen. Schwer nervenkrank wurde die ältere der beiden Mädchen, als sie der »frischfröhliche« Krieg aus den Mauern ihrer Stadt jagte. Eine Krankheit, die den ganzen Oberkörper zu fortwährenden heftigen Zuckungen zwingt. Das gealterte Gesicht ist gefurcht vom erbarmunglosen Pflug der Ereignisse. Meistens sagt sie nur: »Was soll ich tun, ich Arme?« Und dabei merkt man ihr die Empfindung an: ich war ein Mensch, aber sie haben mich zerbrochen. Warum kann man einen zerbrochenen Menschen nicht wegwerfen, da man ihn doch nicht mehr heilen kann oder nicht heilen will?

Sie hatten eine möblierte Kammer bewohnt, wurden aber von einem mehrbietenden Wohnungssucher ausgemietet. Jetzt mußten sie

* Erschien zuerst im »Neuen Abend« vom 13. September 1918. Siehe Bild Nr. 18.

ein leeres Zimmer nehmen, weil sie kein anderes fanden. Möbel kaufen konnten sie natürlich auch nicht. So leben sie also in den kahlen vier Wänden des Zimmers. Von den vielen Heimwesen, die ich sehen mußte, eines der menschenunwürdigsten. Eine mitleidige Greislerin widmete alte Holzwolle als ersten Ansatz zu einer Bettstatt. Auf einem Sessel steht ein Spiritusbrenner. Das Mittagmahl wird bereitet.

Die Zimmerfrau beherbergt des nachts noch viele Menschen. Sie scheint davon zu leben. Wenn sie alle so elend sind, wie die geflüchteten Frauen mit dem abstoßenden Mißtrauen der Ostjuden, dann ist diese Leopoldstädter Wohnung eine wahre Höhle menschlichen Elends, ihr gebührt in der traurigen Reihe von Elendsheimen, die hier geschildert wurden, der Preis der zu tiefst gedemütigten Menschenwürde.*

h) Ein Flüchtlingsheim.

Auf der Hernalser Hauptstraße unweit des Elterleinplatzes stehen zwei verfallene Häuschen, das eine stockhoch, das andere ebenerdig. Ein Häuserpaar dessen plakatbeklebte Wände bezeugen, daß kein Herr schirmend seine Hand über sie hält. Das größere der beiden Häuser erstreckt sich längs einer Seitengasse weit nach rückwärts. Die hohen Flügeltüren und die balkonartigen, wappengeschmückten Fenstervorsprünge lassen an ein verlottertes adeliges Palais denken. In der Tat heißt die Bevölkerung der Umgebung das Häuschen Maria Theresienschlößl und das fast bis zur Hälfte in die Erde gesunkene Nachbarhäuschen sieht aus, wie ein demütig gebeugter Lakai neben seinem Herrn.

Auf den rundgewaschenen Steinen des großen Hofes wimmelt es von Kindern, deren Geschrei kaum von dem Getöse der Straße überlärmt wird. Wenn man hinhorcht, hört man jiddische und französische Laute von einzelnen deutschen unterbrochen durch die Luft schallen. Es sind Judenkinder, die der Krieg aus aller Herren Länder hierher getragen hat, wie der Sturmwind die losen Blätter fein säuberlich wie ein Straßenfeger auf einen Haufen kehrt.

Die beiden baufälligen Häuser sind Eigentum eines Wiener Bankhauses. Sie sollten vor dem Kriege niedergerissen werden, damit an ihrer Stelle ein neuer Bankbau sich erhebe. Zum Zeichen, daß an Stelle der ehemaligen Feudalmacht die Macht des Finanzkapitals getreten ist. Beelzebub aber, der zu jener Zeit als Krieg durch Europa tobte, schlug den pläneschmiedenden Herren ein Schnippchen. Flüchtlinge kamen aus allen Weltgegenden, alte Frauen aus dem Osten, repatrierte Familien aus Frankreich, unkundig der Sprache des Landes, ohne Obdach, ohne Bettzeug, ohne jegliche Stütze. Sie wurden die Herren der verfallenen Häuschen.

---

* Diese Frauen wohnen in der Wohnung Erh. Nr. 2, Bild Nr. 5, mit zusammen 17 Personen.

Im ersten Jahre zog man ihnen von der Flüchtlingsunterstützung den Mietzins ab, sie noch als Mieter betrachtend. Seither kümmert sich niemand um sie, sie sind in den Sorgen der Gegenwart vergessen worden. Man läßt ihnen das zerbrochene Haus und die Betten, die man ihnen gewidmet. Mögen sie tun und lassen, was sie wollen. Das war die Fürsorge des alten Staates.

In dem größeren Hause wohnen 18 jüdische und eine nichtjüdische, in dem kleinen fünf jüdische und drei nichtjüdische Parteien. Jeder Raum beherbergt eine Familie. Sie klagen nicht und murren nicht. Sie sind stumpf und über ihnen schwebt die Ruhe der langertragenen Verzweiflung, deren Spannung nachläßt, wenn die Zeit ihres Wirkens fortschreitet. An ihrem Schicksal soll gezeigt werden, wie hier in der engsten Nachbarschaft die jüdischen und nichtjüdischen Schicksalsgenossen gleichmäßig das gleiche Leid gleich ohnmächtig tragen. Und niemand ist da, der Zeugnis ablegen würde, für die Schuldlosigkeit der Schuldlosen und der die Anklage erheben würde gegen jene, die die Schuldlosen ungerecht verfolgen.

Da ist ein feuchtdumpfes Loch, in dem ein Bett steht. Das Bett füllt den ganzen Raum. Eine Tür führt auf die Straße, eine andere in den Hof. Es ist kaum glaublich, daß der Raum früher jemals bewohnt war, vielmehr dürfte er ein Tagesunterstand für den Portier gewesen sein. In dem Bette liegt eine 60jährige, schwer rheumatische Jüdin, hilflos und verlassen.

Sie wohnt seit einem Jahr in dem wassertriefenden Rattennest und ist ohne ärztliche Behandlung. In ihrer Heimat in der Bukowina war sie die Witwe eines reichen Kaufmannes und hatte zwei Häuser in ihrem Besitze. Mit zitternder Stimme erzählt sie, daß eines davon »aus Stein gebaut war«. Nun ist sie auf die Liebesgaben mitleidiger Nachbarn und Landsleute angewiesen, um sich, wenn auch noch so notdürftig vor dem raschen Verhungern zu bewahren.

Die Flüchtlingsunterstützung wird ihr vorläufig noch ausbezahlt, die »Wohnung« soll sie demnächst räumen. Große Frage: wohin und wie? Die Bank braucht ihr Haus. Sie muß eine neue Filiale errichten. Das ist sehr wichtig. Die Herren waren schon draußen und der Tag der Demolierung, der Tag an dem »die alte Fleiß« fort muß, ist schon bestimmt. Man kann sich den Eindruck nicht vorstellen, den die regungslos daliegende, um Brot bittende Frau auf den Besucher macht. Sie dürfte das Martyrium ihres Daseins nicht mehr lange mitzumachen haben.

Ihr gegenüber wohnt eine christliche Tischlersfamilie aus Frankreich, die hierher vertrieben wurde. Der Mann wanderte vor 45 Jahren aus Ungarn nach Frankreich aus, heiratete eine Französin und betrieb sein Tischlerhandwerk. Als alter Mann mußte er 1914 mit Frau und Kindern nach Wien, denn auf seinen Papieren stand, daß er nach Mähren zuständig sei. Und Papiere galten in der

barbarischen Vergangenheit, die hoffentlich für immer hinter uns liegt, ungleich mehr als Menschenleid und Menschenglück. Die Frau spricht kein Wort deutsch, die 14jährige Fernande aber geht in die Bürgerschule der Stadt Wien. Der jüngste Bub sowie der alte Vater kränkeln ununterbrochen infolge der Nässe. Denn durch die eingebrochene Decke des baufälligen Hauses rinnt das Regenwasser und an den Wänden mischt sich das Naß von oben mit der aus der Tiefe aufsteigenden Bodenfeuchtigkeit. Er versucht auch in Wien zu tischlern, der Meister im Exil, aber er ist schon zu alt und zu krank, um dem namenlosen Elend standzuhalten. Auch dauert es schon zu lange und der Strapazen gab es allzuviele. Er ist müde. Möchte seine Ruhe haben. Aber in der Welt ist keine Ruhe mehr und das kann er nicht begreifen.

Im anderen Hause wohnt ein jüdischer Kaufmann aus Lille. Seine Frau und die sieben Kinder wurden, nachdem sie in ein Gefangenenlager geschleppt worden waren, wo sie ohne Stroh, ärger als das Vieh, hungernd und frierend hausen mußten, nach Wien gebracht. Denn auch er war vor Jahren, verärgert über die Zustände in Österreich, ausgewandert. Sein Sohn war zur Zeit der Verbannung 16 Jahre alt. Als er zwei Jahre älter geworden, wurde er neuerdings in ein Lager gesteckt, um von seinem Vaterlande zum Soldaten herangebildet zu werden. Heute deckt ihn bereits die Erde. Der Vater überschritt das Alter, das den Menschen zum Soldaten geeignet erscheinen läßt. Nun wurde auch er seiner Familie nachgeschickt. Hier aber weiß er nichts anzufangen. Er geht müßig, bei Gott, nicht aus freiem Willen! . . . Alle Voraussetzungen zum Schleichhändler wären gegeben, ein Kaufmann, ein Jude, ein Flüchtling. Und er ist es dennoch nicht. Warum? Anscheinend liegt die Begabung zu diesem Beruf doch nicht so unumstößlich sicher in der Rasse. Die Frau jammert. Er nicht. Es ist Frauenart zu jammern. Männer pressen die Lippen zusammen und schweigen. Auch dieser Sprößling des angstgejagten Ahasvervolkes, der in seinem kurzen Leben schon zum zweitenmale seinen Laden zurücklassen mußte, um in die weite Welt zu wandern, schweigt. Was soll er tun? Klagen? Nützt es ihm? Schweigen. Wer weiß, was Gott will. Etwas muß er wollen. Sonst würde er die Menschen nicht so quälen. Das ist ein einleuchtender Gedanke. Aber was er will, das kann man doch nicht wissen. Da nützt alles Grübeln nichts. Deshalb schweigen. Das ist die Philosophie des Schweigens, wie sie in der Seele des einfachen Juden, dessen Geist aus dem Osten gespeist wird, entstanden ist. Sie birgt sicher ein Körnchen Wahrheit in sich.

Solcher Art sind die Schicksale und Lebensumstände geflüchteter Familien in der Stadt des goldenen Herzens, in der Glaubensgemeinschaft derer, die sich in der Sprache des Orients »die Barmherzigen, die Söhne der Barmherzigen« nennen.

i) Judenklage aus der Ybbsstraße*.

In einem Hause der Ybbsstraße nächst der Venedigerau ist ein Mann verhungert. Der freie Bürger einer demokratischen Republik machte von der nährwertlosen Freiheit des allgemein verbreiteten Hungerns einen etwas zu reichlichen Gebrauch; er verhungerte vollständig, sozusagen unwiderruflich. Nicht diese Tatsache, schon ein wenig abgebraucht, sondern ihre Begleit- und Nebenumstände dürften so manchem der unentwegt bürgerlichen Mitbürger des Verhungerten die Ruhe des Abendbrotes rauben oder seine beringten Finger zu einem nervösen Trommeln auf der Marmorplatte des Kaffeehauses veranlassen.

Der »selig in dem Herrn Entschlafene« war, solange er das Endziel seines Lebens, das Verhungern, noch vor sich hatte, Kohlenaushilfsarbeiter. Er zog aus, um seine »heimatliche Scholle«, sein »Haus und Hof« — oder vielleicht auch die Häuser und Höfe anderer — vor feindlichem Schaden zu bewahren. Unterdes erfüllte seine Frau die Pflichten des Hinterlandes, wie man das Hungern und Anstellen, das Frieren und Betteln zu nennen pflegte. Als er heimkehrte, war es mit der Kraft Lasten zu tragen zu Ende. Die Lunge dürfte wohl ein wenig unter den Wohltaten des fröhlichen Soldatenlebens gelitten haben. Soweit die Vorgeschichte, der Auftakt.

Der Amtsarzt meldet: »Der Kohlenarbeiter K. in der Ybbsstraße ist als Todesopfer der Hungerkrankheit erlegen. Seine Witwe und ihre beiden Kinder sehen dem gleichen Schicksal entgegen, wenn nicht augenblickliche Hilfe wird.« Eine große Hilfsorganisation bekommt den »Fall« überwiesen. Eine Fürsorgerin wird ausgesandt, die notwendigsten Maßnahmen sofort zu treffen. — — — Man tritt in den dunklen Hauseingang. Ein ekliger Geruch streicht einem in die Nase. Der Hausbesorger wehrt mit lebhaften Gebärden ab: Nicht eintreten! Es ist nicht geheuer dort. Die Menschenwürde ist zu tief geschändet worden, des Menschen viehische Schwachheit ist zu handgreiflich offenbart, seiner Bestimmung ist zu viel Gewalt angetan worden. Von ihrer Schwäche zertretene Menschen sind Blutzeugen der von Menschen errichteten Gewalt, gegen die zu empören und wirksam anzustreben sie zu kraftlos waren. — Hinweg über die Entrüstung des kleinen Männleins, die er mehr mit Gebärden als mit Worten zum Ausdruck bringt, tappen wir in die Wohnung. Sie bietet einer vielzähligen Flüchtlingsfamilie gastliches Obdach. Frau K. wohne in der Kammer zur Aftermiete, bescheidet die unkenntliche Gestalt achselzuckend. Ein Fußtritt an die Türe der Frau K. begleitet die Auskunft. Die Berührung mit der Hand scheint nicht ratsam zu sein. Beim Öffnen der Türe dringt

---

* Erschien zuerst im »Abend« vom 24. Februar 1919. Siehe Bild Nr. 11.

der graue Fetzen eines Lichtstreifens in die Küche. Man sieht das verängstigte Gesicht eines etwa vierzehnjährigen Mädchens, das barfuß, im bloßen Hemd, nach der Mutter ruft, die eben damit beschäftigt ist, die vom Schmutz blind gewordenen Scheiben mit einem Fetzen zu bearbeiten. Sie erzählt auf Befragen, hastig und keuchend. Die Lumpen, die sie am Körper trägt, das Gesicht, das im Halbschatten der Seitenbeleuchtung wie eine Schauermaske wirkt, und das wirre graue Haar kleben von niegewaschenem Schmutz. Seit zwei Jahren bewohne sie das Kabinett, für das sie pünktlich am ersten jedes Monats zwanzig Kronen erlegen müsse. Sie und ihre zwei Kinder — das geistig nicht ganz gesunde Mädchen ist siebzehn, der Knabe sieben Jahre alt — nähren sich von der Ausspeisung der Kriegsküche. Die Kinder sind fast ganz nackt, gehen daher weder in die Schule noch in die Arbeit. Die Lumpen der epileptischen Mutter sind gemeinsamer Familienschatz für alle drei. Abwechselnd für den, der Sehnsucht hat, den Himmel zu begucken oder Luft zu schöpfen. Denn Himmel und Luft gibt es hier nicht. Der schale Raum ist bis auf einen kleinen eisernen Ofen, dessen rote Glut einen gespenstischen Schein auf die im Hemd um das Feuer kauernden Gestalten der Kinder wirft, völlig leer. Etliche Fetzen sind über den Boden gesät. Die Verunreinigung durch Ungeziefer und Unrat ist beispiellos. So sehr, daß sich die Leichenträger weigerten, den verwahrlosten Rest irdischer Kohlenarbeiterherrlichkeit fortzuschaffen.

Genug! Aufhören mit dem grausamen Spiel! schreit das wachgerüttelte Gewissen des Lesers. Wenn es ein Spiel wäre, wäre es grausam, da es aber trocken=bescheidene Darstellung nackter Wirklichkeit ist, schwindet die Möglichkeit zur Wertung und Verurteilung. Es ist die Grenze dessen erreicht, das der menschlichen Kreatur Erbärmliches widerfahren kann. Wir haben nicht das Recht, uns zu wundern, wenn die Wirklichkeit das zum bitteren Ende führt, was schwungvolle Leitartikel in Phrasen, die von starkem Gebrauch klebrig geworden sind, täglich mehr oder minder geschmackvoll in die Welt der Druckerschwärze setzen. Wenn gehungert wird, muß auch verhungert werden, und wie dies aussieht, muß man wissen.

Muß das Elend der Ybbsstraße hineinwachsen in die Häuser der Reichen, daß sie es schauen und nicht abwehren und ausweichen können?

Ein Schlußwort.

Eine Arbeit, deren Geburtsstätte der Schreibtisch ist, verpflichtet den Autor höchstens zu dem Dank an seine Freunde, die ihm halfen Korrekturbogen zu lesen. Was auf den vorliegenden wenigen Blättern dargestellt wurde, ist ein kleiner Auszug der mühevollen Arbeit, der ich seit zwei Jahren nachkomme. Es ist die Arbeit der Sammlung von Bildern und Materialien über das Elend der untersten Schichten der Wiener Bevölkerung, eine Arbeit, die darauf ausgeht, das Gewissen der nichtsahnenden bürgerlichen Gesellschaft aufzurütteln, die auf einem morschen Traggerüst über den Sumpf des Massenelends seine Faschingstänze aufführt. Die Schwierigkeiten dieser Arbeit sind wohl kaum mit denen irgend eines anderen Unternehmens zu vergleichen. Jeder, der das berechtigte Mißtrauen der Enterbten des Glückes jedem gegenüber, der aus einer anderen Gesellschaftsschicht kommend, sich ihrer Erniedrigung nähert, kennt, kann sich, wenn er von der Vorsehung mit Phantasie bedacht ist, vorstellen, was es heißt eine große Zahl von Elendswohnungen und Elendsschicksalen in photographischen Aufnahmen festzuhalten. Jeder, der mit der Technik der Photographie vertraut ist, male sich aus, unter welchen Hindernissen materieller Natur (Blitzlichtaufnahmen mit Weitwinkelobjektiven in fast durchwegs engen Räumen) hierbei zu überwinden waren.

Die Pflicht der Wahrhaftigkeit gebietet mir auf jene Förderer der Arbeit und auf jene persönlichen Freunde hinzuweisen, deren hingebungsvolle Liebe zur Sache das Gelingen eines Werkes ermöglicht hat, von dem die vorhergehenden Blätter einen beschränkten Auszug darstellen. Frau Anitta Müller, die mit ihrer unvergleichlichen Tatkraft keine Hindernisse gelten läßt, ermöglichte erst recht diese großzügige Durchführung der Bildererhebung. Ich verdanke dem Sozialen Organisationsamt des Jüdischen Nationalrates die Bereitstellung der nicht unerheblichen Mittel der Erhebung, der Schriftleitung des »Abend« die freundliche Überlassung einiger Aufsätze und Bilder, die ich zu Beginn dieser Arbeit in ihrem Auftrag und mit ihren Mitteln herstellte, sowie dem Herausgeber des »Abend« viel geistige Anregung, Rat und Ermunterung. Eine Reihe von öffentlichen Funktionären haben meinen herzlichsten Dank durch das der Arbeit bekundete Entgegenkommen verdient.

Öffentlicher Dank hat bei verständigen Menschen viel an Wert eingebüßt, seitdem er zur Phrase, zur Formsache erniedrigt wurde. Meinen unermüdlich mitarbeitenden Freunden aber, vor allem dem Fräulein M. M., den Herren Anton und Hans Bock, ohne deren Mitarbeit die Bildersammlung nie zu Stande gekommen wäre, sowie dem Herrn H. H. und einer Reihe von Damen und Herren danke ich dennoch für ihre hingebungsvolle Opferfreudigkeit von ganzem Herzen, denn ich habe Ursache ihnen zu danken, ohne daß ich befürchten müßte, daß sie an der Ehrlichkeit dieser öffentlichen Äußerung Zweifel hegen. Mögen sie an der Neuordnung unseres wirtschaftlichen Lebens teil haben, die es ermöglichen wird, das Elend der Massen als eine historisch gewordene Krankheit einer barbarischen Vergangenheit zu bewerten, eine Krankheit, die aufgehört hat, unmittelbare Lebensgefahr für den Großteil der Menschen zu bilden.

Druck der »ÖZUDAG«, Wien, III. Rüdengasse 11.



1. Flüchtlinge aus Palästina in einer Kammer. II. Schiffamtsgasse 11.



2. Pogromflüchtlinge aus Lemberg hausen bettenlos bei Verwandten.
XX. Vorgartenstraße 89.





3. Palästinensisches Flüchtlingskind.



4. 18 palästinensische Flüchtlinge aus verschiedenen Familien bewohnen Zimmer, Kabinett, Küche. II. Schiffamtsgasse 11.





5. Ein Loch im Flüchtlingsheim. XVII. Hernalser Hauptstraße 75.



6. Flüchtlingselend in der Brigittenau. Karajangasse 15.



7. Von Flüchtlingen bewohnter Keller. XVI. Redtenbachergasse 3.



8. Die Bewohner des Kellers.





9. Rachitische Kinder in einem feuchten Zimmer. XX. Hannovergasse 16.



10. Verlassene Kinder. XX. Denisgasse 44.





11. Die Wohnung des verhungerten Kohlenträgers. II. Ybbsstraße 5.



12. Die Einrichtung eines heimkehrenden arbeitslosen Angestellten. Offertablehnungen als Wohnungsschmuck. XX. Bäuerlegasse 8.





13. Eine Schuhflickerwerkstatt in der Kellerwohnung.
II. Sebastian Kneippgasse 4.



14. Jüdische Proletarierwohnung. VII. Kirchberggasse 19.





15. Ein tuberkuloses Kostkind, das mit 7 Jahren 8·4 kg schwer ist.



16. Die Dunkelkammer. II. Herminengasse 12.





17. Der Gang eines bewohnten Kellers.



18. Kammer in einer von 17 Personen bewohnten Kleinwohnung.
II. Blumauergasse 5.





19. Finsteres Gangkabinett von Blitzlicht erhellt.
XX. Rauscherstraße 10.



20. Hof des Hauses XX. Rauscherstraße 10.





21. Vor der israel. Volksküche in der Krummbaumgasse.



22. Bettelndes Ehepaar aus Russisch-Polen; die Frau blind.





23. Geistige Arbeitslosigkeit.



24. Mittagessen am Sockel der Karmeliteruhr.





25. Der blinde Bettler von der Produktenbörse.



26. Der Schlafsaal eines irregulären Quartiers. II. Große Sperlgasse 8.





27. Tempelbettlerinnen.



28. Die bewohnte Küche des Quartiers in der Sperlgasse.





29. Ein verrufenes Haus. II. Kleine Schiffgasse 23.



30. Ein großer Schlafsaal im Massenquartier, II. Novaragasse 45, mit dem sogenannten „ewigen Handtuch“ im Hintergrund.





31. Der große Schlafsaal beim „Herbsthofer“ in der Favoritenstraße.



32. Stammgäste beim „Herbsthofer“. Keiner der abgebildeten schläft weniger als 10 Jahre auf seinem Bett. Rechts der „Heinrich“, seit 20 Jahren Bewohner des Quartiers.





